

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Nr. 171 SONNTAG, 20. Sept. 1936

Verlag: Karlsbad, Haus „Graphia“ — Preise und Bezugsbedingungen siehe Beiblatt letzte Seite

Aus dem Inhalt:
Die totale Kriegsrüstung
Kultur, Horde und Hitler
Aus der Gestapo-Hölle
Nürnberg verkündet Betriebsklaverei

Der Kreuzzug gegen die Freiheit

Der politische Sinn des Nürnberger Parteitag

Die Nürnberger Parteitagreden haben mit brutalem Hohn die letzten und neuesten Illusionen der Regierungen der demokratischen Länder zerrissen. Die europäische Fünfmächtekonferenz entschwindet in nebelhafte Fernen — so wie der englische Fragebogen entschwindet in Deutschland, das den Locarnopakt zerrissen hat, und Italien, das als Garantemacht dem billigend zugesehen hat, sabotieren gemeinsam den Abschluß eines neuen westeuropäischen Paktes. Da der Völkerbund nicht mehr ernsthaft zu werten ist, herrscht in Europa vollständige Anarchie. Alle Rechtsbindungen sind gefallen. Das Ziel der Diktatoren ist es, diese Anarchie zu verlängern, die ihnen volle Handlungsfreiheit gibt. Die Hitlerdiktatur ist vollständig kriegsbereit. Sie läßt alle Bedenken und Rücksichten fallen und zeigt der Welt das wahre brutale Gesicht. Vor diesen ganz Europa angehenden Tatsachen verschwindet alles andere, was die braune Propaganda in Nürnberg an Massenware herausgeschrien hat.

Es ist nicht mehr die Rede von Gleichberechtigung, von der Spekulation auf die Tränendrüsen politischer alter Weiber, mit denen das Hitlersystem in den ersten Etappen seiner Kriegsrüstung sein Spiel getrieben hat. Jetzt wird nicht mehr finassiert, sondern ernsthaft geredet: nämlich vom Kriege, den das System will. Das System hat die Gefahrenzone der Rüstungen ungefährdet durchlaufen, es ist heute die stärkste Militärmacht in Europa, die auf engstem, zentral gelegenen Raum am stärksten geballte Kriegspotenz. Was es seiner Rüstung noch hinzufügt, ist Vorsprung im Wettlauf der Rüstungen, nicht Anpassung an andere Kriegsstärken. Deshalb zeigt es heute ein anderes Gesicht seiner Politik nach außen!

Als der Nationalsozialismus noch machtfern war, hat er eine ausschweifende Kriegszielideologie aufgestellt. Als er dann an die Macht kam, hat er nach außen nicht mehr davon geredet, sondern von Frieden, von Gleichberechtigung, von gekränkter Ehre von der Kriegsschuldflüge, er hat, von einzelnen putschistischen Ausbrüchen abgesehen, allen Eroberungswillen mit heiligsten Beteuerungen keck abgeschworen — um hinter dem Schleier von Reden, Lügen und Diplomatie zu rüsten. Und nun erhebt er den Herrschaftsanspruch über Europa. Die militärische Vormacht will die kleineren Mächte in Abhängigkeit zwingen. Sie will nicht nur die äußere, sondern auch die innere Verfassung Europas bestimmen. Als Vormacht der europäischen Gegenrevolution will sie ganz Europa, will sie Reste der europäischen Freiheit zu einer Beute der Gegenrevolution machen.

Jetzt gilt der Kampf nicht mehr dem Versailler Vertrag! Hinter der frechen gegenrevolutionären Propagandaerklärung, daß nicht mehr Versailles, sondern daß die Volksfronten der wahre Feind seien, verbirgt sich die ernsthafte Tatsache, daß der Angriff der Gegenrevolution sich nun mit aller Kraft einem anderen zentralen europäischen Problem zuwenden

wird, der Frage: soll Sowjetrußland zur europäischen Gemeinschaft gehören oder nicht? Die Antwort auf diese Frage ist entscheidend für die Zukunft Europas, an ihr scheiden sich die Begriffe der Gegenrevolution von den Begriffen der europäischen Freiheit. Man kann nicht gleichzeitig die europäische Freiheit verteidigen und Sowjetrußland von dieser Verteidigung ausschließen wollen. Als die Politik Barthous das französisch-russische Bündnis vorbereitete, war ihr Träger möglicherweise von machtpolitischen Absichten getragen. Aber er eröffnete eine Politik, die das europäische Geschehen als Einheit erfaßte, er schuf eine Chance für die Demokratie, als er in die europäische Politik entschlossen eine Macht hineinführte, die zu einer Potenz der Freiheit werden kann und die sicherlich eine Potenz im Kampf gegen die europäische Gegenrevolution ist.

Das Bündnis Sowjetrußlands mit dem demokratischen Frankreich hat erst die Voraussetzung zu einer einheitlichen Erkenntnis der europäischen Gegenrevolution geschaffen. Es hat die Hemmungen beseitigt, die der wahnwitzigen Verdächtigung entsprangen, daß die europäische Demokratie nichts anderes als ein Werkzeug der Gegenrevolution sei. Dies Bündnis hat die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die europäische Demokratie die europäische Poli-

Hitlers Parteitagproklamation ist die Ankündigung der Fortführung und Verschärfung der Kriegswirtschaft. Sollte noch irgendwo im Inland oder Ausland die Illusion genährt worden sein, es sei der Diktatur die Rückkehr zu einer normalen Wirtschafts- und Finanzpolitik noch offen, so wird sie jetzt wohl endgültig zerstört sein. Was Hitler verkündet, ist eine neue Kampfansage an alle Bestrebungen, Deutschland für eine vernünftige Zusammenarbeit zu gewinnen, ist der erneute Entschluß, die ganze Produktionskraft des stärksten kontinentalen Industriestaates in den Dienst der Kriegsvorbereitung zu stellen, noch verstärkt durch die groteske, aber im Munde des Beherrschers der gewaltigsten Militärmacht durchaus ernst zu nehmende Forderung, daß die anderen Nationen durch Abtretung von Kolonien, ihm dieses Kriegsvorhaben erleichtern.

Es lohnt kaum, sich bei dem Teil der Kundgebung aufzuhalten, die der Propaganda und der Selbstbeweihräucherung des Diktators dient. Es ist richtig, daß durch die treibhausmäßige Beschäftigung der Rüstungsindustrien die Arbeitslosigkeit abgenommen hat, um so mehr, da durch die zweijährige Dienstpflicht, den Arbeitsdienst und die paramilitärischen Formationen mehr als zwei Millionen Menschen dem Arbeitsmarkt und jeder produktiven Verwendung entzogen worden sind. Aber diese Mehrbeschäftigung der Industrie zu unproduktiven Rüstungszwecken ist allein durch die inflationistische Finanzierung möglich geworden, und diese Rechnung ist noch lange nicht beglichen. Sie

tik als Einheit begreifen kann. Es gibt — allein durch seine Existenz — die Möglichkeit, den demokratischen Einfluß auf Sowjetrußland auszuüben, ob das auch den Machthabern in Sowjetrußland angenehm sein mag oder nicht. Dies Bündnis durchkreuzt die Politik der Spaltung Europas, die Politik des Teile-und-herrsche, die das Hitlersystem und mit vielleicht noch größerer Virtuosität das System Mussolini betrieben hat. Es zerreißt die antibolschewistische Maske, die das braune System sich vorgebunden hat, um die künftigen Opfer seiner brutalen Kriegspolitik über seine eigenen Absichten hinwegzutäuschen. Es sichert der europäischen Demokratie eine militärische Potenz ersten Ranges, die der Errichtung der Diktatur des deutschen Militarismus über ganz Europa im Wege steht — wenn die europäische Demokratie fest an dem Prinzip hält, daß Sowjetrußland zu Europa gehört.

Der deutsche Militarismus hat das alles ausgezeichnet begriffen. Daher sein Generalangriff auf das französisch-sowjetrussische Bündnis, daher die unverschämten Hetzreden eines Göbbels, die von vornherein den deutschen Militarismus als Angreifer in einem kommenden Kriege qualifizieren. Daher der Versuch, alle gegenrevolutionären, alle reaktionären Kräfte in ganz Europa mobil zu machen gegen die europäische Freiheit unter dem Schlagwort Mobil-

machung gegen den Bolschewismus. So wie sich das braune System bemüht, alle festen Bündnisverhältnisse im Südosten Europas durch die Drohung seines Machtdruckes aufzuweichen, um dort zur Vormacht zu werden, so strebt es nach einer Zerweichung des französisch-russischen Bündnisses, die seine eigene militärische Ueberlegenheit sichern soll. Es hofft, durch die Sabotage der Fünfmächtekonferenz, durch die Drohung mit der Verewigung der europäischen Anarchie, durch fortgesetzte rüstungspolitische Vorschläge die westeuropäische Demokratie, die den Frieden will, in eine solche Panik hineinzutreiben, daß sie das französisch-sowjetrussische Bündnis als politische Realität fallen läßt und sich damit gegenüber dem deutschen Militarismus entscheidend schwächt, nur um damit einen neuen rein westeuropäischen Pakt zu erkaufen, der nach dieser entscheidenden Schwächung des Westens nichts mehr wert sein wird. Mit einem Wort: das braune System hofft, daß die westeuropäische Demokratie unter dem Druck der deutschen Kriegsdrohung für den Frieden die Freiheit verkaufen werde.

Das ist der Sinn des Nürnberger Parteitages. Die Vormacht der europäischen Gegenrevolution erklärt, daß sie bereit ist, zum Kreuzzug gegen die europäische Freiheit.

Die totale Kriegsrüstung

Brutale Tatsachen und Hitlerworte

ist nur möglich auf Kosten des Konsums und der Substanz; sie ist auf die Dauer keine Steigerung des Reichtums, sondern eine Ursache der Verarmung, die eine Zeit lang durch die Inflation verdeckt, aber auf die Dauer nicht verhindert werden kann. Das ist der Unterschied zwischen der deutschen Kriegswirtschaft und den Ländern wirklicher Prosperität. Auch in Schweden z. B. ist die Arbeitslosigkeit fast verschwunden — wirklich, und nicht bloß zum Schein. Aber in Schweden ist die Produktion der Konsumindustrien im gleichen Maß gestiegen wie die der Investitionsgüterindustrien, ist die Einfuhr der Konsumgüter gewachsen, hat sich Einkommen und Kaufkraft der Massen gehoben, erreichen die Arbeitslöhne wohl mit den höchsten Stand in der Welt und ihr höchstes bisheriges Niveau — das alles übrigens unter einer sozialdemokratischen Regierung. Der Aufschwung ist begleitet von einer Zunahme des Goldbestandes, während der deutsche Goldschatz von seiner Milliardenhöhe jetzt mit 67 Millionen RM glücklich auf seinen tiefsten, je erreichten Stand heruntergebracht ist.

Das ganze Geschwätz über den herrlichen Aufstieg der deutschen Arbeiterklasse, neben der italienischen der einzigen in der Welt, deren Lebenshaltung in den letzten drei Jahren beständig zurückgegangen ist, kann gar nicht besser illustriert werden, als durch die Tatsache, daß in einem großen Bereich der Konsumindustrie beständig Kurzarbeit herrscht und der Verdienst der Beschäftigten so elend ist, daß

er aus öffentlichen Mitteln ergänzt werden muß — eine Einrichtung, für die Hitlerdeutschland das Monopol hat. Eben ist diese sogenannte verstärkte Kurzarbeiterunterstützung, die nur solchen Unternehmungen zusteht, in denen die Arbeitszeit wegen Rohstoffmangel verkürzt ist, auf die Kautschukindustrie ausgedehnt worden und umfaßt jetzt außer dieser so umfangreiche Wirtschaftszweige wie die Oelmühlen-, Ledererzeugungs-, Lederhandschuh-, Rauchwarenveredelungs- und Schuhindustrie und dazu den größten Teil der Textilindustrie! Und dabei bekommen die armen Teufel von jetzt an nur noch 40 Prozent statt 50 Prozent des Unterschiedes zwischen dem beträchtlichen Arbeitsentgelt und dem Sollbetrag von 80 Stunden in der Doppelwoche vergütet!

Oder will man sich erst lange bei der offenkundigen Lüge aufhalten, daß die Reichsbahn erst von Hitler saniert worden sei? Weiß doch jeder, daß die Reichsbahn durch die Entwertung ihrer Schulden durch die Inflation, später durch die Befreiung von ihren Reparationsverpflichtungen saniert war, bis sie Hitler durch übermäßige Tarifermäßigungen für seine Parteiformationen und Parteiveranstaltungen durch Aufzwingung von Ausnahmetarifen zugunsten des Rüstungskapitals wieder in die Schulden- und Defizitwirtschaft hineingetrieben hat.

Die zunehmenden Rohstoff- und Ernährungsschwierigkeiten bilden zudem eine so unwiderlegliche und so deutliche Kritik des Hitlerschen Selbstlobs, daß man sich dabei nicht länger aufzuhalten brauchte. Wichtiger ist

das Wirtschaftsprogramm für die Zukunft — der neue Vierjahresplan. Zunächst das, was dieses Programm nicht enthält. Hitler weist jede Lohnerhöhung kategorisch ab. Der Wirtschaftsaufstieg ist herrlich, aber die Arbeiter dürfen daran nicht teilnehmen! Der Konsum muß gedrosselt bleiben, um das Rüstungstempo noch zu beschleunigen. Die Kosten müssen die Arbeiter tragen — das ist ihre neu-gewonnene nationalsozialistische Ehre.

Zweitens spricht Hitler nicht vom Wohnungsbau. Das ist um so auffallender, als die Notwendigkeit, ob dem rasch steigenden Wohnungselend Abhilfe zu schaffen, selbst in der gleichgeschalteten Presse immer stärker betont wird. In Hitlerdeutschland fehlen nach amtlichen Schätzungen mindestens 1½ Millionen Wohnungen, in Wirklichkeit wohl die doppelte Anzahl. 1935 verminderte sich der Reinzug von Wohnungen mit 241.000 noch um 15 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Bezeichnend für die nationalsozialistische Wohnungspolitik ist, daß sowohl die Errichtung von Kleinwohnungen als der mit öffentlicher Unterstützung gebaute ständige zurückgeht. Das Konjunkturforschungsinstitut hat kürzlich den jährlichen Baubedarf von Anfang 1936 bis 1940 auf jährlich 387.000 Wohnungen — sicher viel zu knapp — beziffert, — die Bautätigkeit bleibt hinter dieser Forderung immer stärker zurück. Die gleichgeschaltete Presse hat bisher ihre Leser damit zu trösten versucht, daß, sobald die Rüstungsausgaben nach Beschaffung des »einmaligen« Bedarfs verringert werden könnten, dann der aufgestaute Wohnungsbedarf zunächst berücksichtigt werden, die dann freiwerdenden Mittel seiner Befriedigung dienen würden. Dieses Versprechen wird von Hitler annulliert; denn für andere als für Rüstungsausgaben sind keine Mittel frei. Daher auch kein Wort über Siedlungen — außer einer faustgroben Lüge »Ungeheure neue Siedlungen mit Hunderttausenden von Häusern entstehen«, sagt er. Nun wurden im Jahre 1934 noch 4931, im Jahre 1935 nur mehr 3780 neue Bauernhöfe und Siedlerbaustellen geschaffen, in den Jahren 1931 und 1932, also vor Hitler, aber je 9000. Auch die Bereitstellung neuen Siedlungslandes weist seit Hitler aus Rücksicht auf den Großgrundbesitz einen ständigen Rückgang auf.

Wenn so die Arbeiter und der Bauernachwuchs alle Hoffnungen fahren lassen müssen, wofür will Hitler die Mittel, die durch immer neue Inflation, durch den Druck auf die Lebenshaltung, durch die Verhinderung jeder Konsumsteigerung geschaffen werden, dann verwenden? Die Antwort ist die den inneren Gesetzen der Diktatur gemäße: für die Stärkung der wirtschaftlichen »Wehrfreiheit«, für die Vergrößerung der im Kriege notwendigen Autarkie. »In vier Jahren muß Deutschland in allen jenen Stoffen vom Ausland gänzlich unabhängig sein, die irgendwie durch die deutsche Fähigkeit, durch unsere Chemie und Maschinenindustrie (?), sowie durch unseren Bergbau selbst beschafft werden können«. Das ist uns nichts Neues. Soweit es möglich, geschieht es schon seit 1933. Aber die Möglichkeiten sind begrenzt. Die Ersatzstoffe sind zumeist teurer und schlechter. Die schlechtere Qualität und der höhere Preis vernichten den Export der daraus hergestellten Güter; die Verteuerung der Kosten für die Gesamtproduktion erhöht auf die Dauer das inländische Preisniveau und schafft dauernd ein neues Exporthindernis. Wirtschaftlich ist es Wahnsinn, aber kriegspolitisch hat es schon seinen guten Sinn, namentlich wenn der Krieg nicht allzu lange herausgeschoben werden muß. Deshalb muß man damit rechnen, daß in der Tat in nächster Zeit neue kostspielige Investitionen mit öffentlichen Geldern für die Produktion von Ersatzstoffen gemacht werden. Die Benzinherstellung kann sicher, wenn auch um einen Preis, der das Mehrfache des Weltmarktpreises beträgt, ausgedehnt werden. Schwieriger ist das schon auf dem Gebiet der Textilrohstoffe. Mit Hilfe von Festpreisen für deutsche Wolle ist die Schafzucht ausgedehnt worden. Aber nur 9 Prozent des Bedarfes werden dadurch gedeckt. Die Preise für deutsche Wolle sind aber 200 Prozent höher als der Weltmarktpreis. Seit November 1935 erhalten Handel und Industrie, die man zur Abnahme zwingt, 30 Prozent des Einstandspreises vergütet.

Beifall für Hitler

Gesinnungsverwandte Kulturwächter.

Hitler ist großes Heil widerfahren. Seine Connernden antibolschewistischen Reden sind in ganz Europa — selbst in Italien — kühl abgelehnt worden. Ein begeistertes Echo haben sie jedoch gefunden — bei der Generalreligie der spanischen Rebellen in Burgos. Diese gleichgesinnten Seelen haben ihm feierlich Beifall gezollt, sie erklären prahlerisch, daß sie als Schützer der europäischen Kultur im Westen ebenso auf der Wacht gegen den Bolschewismus stehen wie Hitler im Osten.

Mit farbigen Regimentern auf der Wacht zum Schutze der europäischen Kultur! Konnte der freche Schwindel des nationalsozialistischen Antibolschewismus besser entlarvt werden als durch das Beifallsgeheul jener gegenrevolutionären Verbrecher, die mit Hilfe farbiger Truppen das Blutbad von Bajadoz angerichtet, Hunderte von Frauen und Kindern abgeschlachtet haben?

Das ist ihre Kultur!

Auffällige Wandlung

Hitler begründet die Einführung der zweijährigen Dienstpflicht in Deutschland mit der militärischen Erstarbung Sowjetrußlands. Merkwürdig: Vor einem Jahr war es derselbe Hitler, der die Besorgnisse Rußlands wegen einer drohenden deutschen Invasion mit der neckischen Wendung seiner Reichstagsrede beantwortet: Soviel er wisse, grenzten Deutschland und Rußland nirgends aneinander; wie er es denn machen solle, in Sowjetrußland einzufallen?

Offenbar ist er jetzt überzeugt: umgekehrt ginge es sehr gut. Merkwürdig, wie sich die Ansichten desselben Menschen über die gleiche Sache binnen Jahresfrist ändert!

Stahlbad in Raten

Konservenbüchsen — Bratpfannen — Kirchenglocken.

Auch mit alten Konservenbüchsen kann man schließen — sie müssen nur vorher sachgemäß verarbeitet werden. Wir wissen es noch vom Kriege her — »Gold gab ich für Eisene«, das war das wenigste. Erst kamen alte Konservenbüchsen an die Reihe, Zinntuben und Flaschenhülsen, dann verschwanden den Hausfrauen die Küchenpfannen unter den Händen, wer heimlich irgendein Kupfergerät aus Großmuttertag im Schrank verwahrte, galt als halber Vaterlandsverräter, selbst Türklinken waren vor dem Zugriff des Staates nicht sicher, und endlich stiegen die Kirchenglocken im ganzen Land von ihren Stühlen, um Gott auf lärmendere Art zu preisen. Erinnerungsbilder? Nein — schon wieder Zukunftsmusik. Da der Kriegbeginn diesmal in den sogenannten Frieden verlegt worden ist und da der Reichsbank die Devisen fehlen, hat der Tanz in Deutschland schon wieder begonnen. Man hält zunächst noch bei den Konservenbüchsen:

»An dieser volkswirtschaftlichen Hilfsarbeit kann jeder Volksgenosse sich mühelos beteiligen, indem er Tuben, Büchsen, Altmetall jeder Art sammelt, anstatt diese Abfälle in kleinen Mengen in den Müllkasten zu werfen, und das Gesammelte dem Produzentenzüfuhrt. Die Sammler wollen möglichst jede Woche einmal alle Häuser ihres Bezirkes abfragen, und die Bewohner können ihnen dann die Tuben, Büchsen usw. mitgeben.

Das Rohproduktengewerbe arbeitet in

Die Stoffpreise sind noch viel stärker gestiegen — trotz der angeblichen Festhaltung des Preisniveaus — als es der Rohstoffpreisentwicklung entsprochen hätte. Der Preis für Serge erhöht sich von RM 2.77 je Meter in 1932 auf 5.32 in 1935 und 6.81 im Jahre 1936. Bei Zellwolle ist jüngst der Beimischungszwang für eine Reihe wichtiger Gewebe, so für alle aus Baumwolle hergestellte Unterwäsche und Strümpfe, von 8 auf 16 Prozent erhöht worden und eine weitere Steigerung ist schwer möglich. Allerdings ist die Produktion von Kunstwolle — immer ohne Rücksicht auf den Preis — noch sehr steigerungsfähig. Aber selbst wenn die jetzige Kapazität, die auf 40 Millionen kg im Jahr veranschlagt wird, verdoppelt wird, so dürften damit kaum mehr als 12 bis 15 Prozent des deutschen Bedarfes gedeckt werden. Zudem erfordert die Steigerung der Produktion auch Vergrößerung der Holzeinfuhr, also vermehrte Devisenaufwendung.

dieser Hinsicht mit der NS-Frauen-schaft und dem Deutschen Frauenwerk zusammen. Es ist möglich, daß man dann später besondere Sammelstellen für Altmaterial auf den Höfen einrichtet und durch Plakate in jedem Haus auf diesen volkswirtschaftlich wichtigen Hilfsdienst hinweist.

So schreibt der »Westen«, (Berlin, Nr. 237), und so oder ähnlich tönt es aus allen deutschen Blättern. Man hält, wie gesagt, noch bei den Konservenbüchsen, aber unter den Kirchenglocken soll bereits Panikstimmung herrschen. Vor allem seit der Bischofskonferenz von Fulda.

Vor zehn Jahren

Deutschlands Eintritt in den Völkerbund.

Am 10. September waren zehn Jahre vergangen, seit Deutschland seinen Eintritt in den Völkerbund vollzogen hatte. Es war ein Festtag für die ganze Welt, denn jedermann glaubte, daß nun für alle absehbare Zeit der Frieden Europas gesichert sei. Stresemann erschien als Triumphtor, Briand hielt seine berühmte Rede: »Zwischen Deutschland und Frankreich ist es zu Ende mit dem Krieg! Keine Kriege mehr! Kein blütiges Gemetzel mehr! Fort mit den Maschinengewehren, fort mit den Kanonen, her mit dem Frieden!

Eine Illusion! Dennoch war es eine der wenigen Stunden der Weltgeschichte, deren sich die Menschheit nicht zu schämen braucht. Seit wir sie erlebten, sind erst zehn Jahre vergangen, wie viel hat sich seitdem geändert! Und wie wird es nach abermals zehn Jahren sein?

Schüchterne Friedensliebe

Der Friedenskongreß von Brüssel.

Zu den vielen Merkwürdigkeiten unserer Zeit hat sich nun der merkwürdige Versuch gesellt, ein Problem dadurch zu lösen, daß man es als Luft behandelt. Es war der Allgemeine Friedenskongreß in Brüssel, der sich diese interessante Aufgabe gestellt hat. Im Gegensatz zu der berühmten Parole Lassalles »Aussprechen, was ist«, handelte man dort nach dem Grundsatz, um alles in der Welt nur nicht das zu sagen, was alle wissen und was allen auf der Zunge liegt.

Wenn die Kongreßleitung versicherte, ihr Unternehmen richte sich gegen keine Regierung und kein Regierungssystem, so ist an der subjektiven Ehrlichkeit dieser Erklärung kein Zweifel erlaubt. Die Kongreßleitung hat ja auch das in ihren Kriften stehende getan, um alles Politisch-Polemische fernzuhalten. Trotzdem hat ein jeder gewußt, wo der Feind steht, den zu bekämpfen man angetreten war. Mindestens zu 99 Prozent waren sich die Kongreßteilnehmer darin einig, in dem deutschen nationalsozialistischen Regierungssystem die Gefahr für den Frieden zu erkennen — bloß gesagt werden durfte es nicht! Es mußte verschwiegen werden, teils weil die belgische Regierung Schwierigkeiten befürchtete — die schweizerische hatte es aus diesem Grunde schon abgelehnt, den Kongreß in Genf tagen zu lassen —, teils weil man eine winzige Minderheit abzustoßen fürchtete, auf deren Mitarbeit man besonderes großes Gewicht legte.

Wir unsererseits können den Wert eines solchen Versteckspiels — mit dem man keinen täuscht, nicht einmal sich selber — nicht einsehen. Wir können uns desto besser vorstellen, wie imponant sich in den Augen skrupelloser Gewaltpolitiker ein Pazifismus ausnimmt, der aus lauter Friedensliebe sich nicht einmal traut zu sagen, was er denkt.

Daß es auch mit verstärkter Autarkie nicht zu schaffen ist, das kapiert auch anscheinend sogar Hitler und um so mehr, als er eingestehen muß, daß es mit der von seinem Darré versprochenen Nahrungsfreiheit auch nichts ist. »Selbst bei den größten Anstrengungen können die Menschen in Deutschland ihre vollkommene Ernährung aus dem eigenen nicht finden.« Deshalb der leidenschaftliche Schrei nach Kolonien. Die Erfüllung der Kolonialforderung wird — und das ist das Beunruhigende und bisher zu wenig Beachtete — in den Rahmen des neuen Vierjahresplanes, der Erringung der »Freiheit und Unabhängigkeit«, gestellt. Und in der Tat, wenn die »Freiheit und Unabhängigkeit« in der Sicherung der Freiheit der Kriegführung besteht, wenn diese Freiheit durch Autarkie allein nicht erreichbar ist, dann ist die direkte Beherrschung von Kolonien unerlässlich.

Die erneuerte Beamtenehre

Schnüffelei, Postenjagd, Denunziantentum.

Der Reichs- und preußische Innenminister hat an die nachgeordneten Behörden, die Gemeinden und Körperschaften des öffentlichen Rechts einen Erlaß herausgegeben, der es verdient, ausführlich wiedergegeben zu werden. Nach diesem Erlaß — so melden die deutschen Zeitungen —

»sollen Personen, die vor dem 30. Januar 1933 aus einer Freimaurerloge usw. ausgeschieden und bereits vor diesem Zeitpunkt in die NSDAP als Mitglied eingetreten sind, aus ihrer früheren Logenzugehörigkeit keinen Nachteil erleiden. Das gleiche gilt im allgemeinen für Personen, die vor dem 30. Januar 1933 aus einer Loge ausgeschieden sind und sich bis zur Machtübernahme Verdienste um die nationalsozialistische Bewegung nachweislich erworben haben, auch wenn sie in die NSDAP nicht oder nach diesem Zeitpunkt eingetreten sind.

Andere vor dem 30. Januar 1933 aus einer Loge ausgeschiedenen Personen sind verschieden zu behandeln, je nachdem, ob sie führende Stellungen in den Logen bekleidet oder lediglich als Mitläufer zu gelten haben, ob sie die Loge nur »gedeckt«, sich also ihr gegenüber weiterhin zum Gehorsam verpflichtet oder ihre Beziehungen vollständig gelöst haben. Die Entscheidung über Anstellung oder Beförderung ist von Fall zu Fall zu treffen. Personen, die erst nach dem 30. Januar 1933 aus einer Freimaurerloge usw. ausgeschieden sind, sind grundsätzlich von Anstellung oder Beförderung ausgeschlossen. Ausnahmen sind nur im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers zulässig.

Was tut also ein Beamter, der nach Beförderung dürstet und von einem der Freimaurerei verächtlichen Vordermann behindert wird? Er schnüffelt nach, ob der lästige Konkurrent wirklich Freimaurer war. Wenn ja, bis wann. War der Kollege schon vor 1933 in der Partei oder hat er sich wenigstens »Verdienste erworben«, so sind die Chancen des Spitzels weniger günstig, ist er aber ohne nennenswerte Mitgliedsnummer, dann besteht sogar noch die Möglichkeit, ihm »gedeckte« Beziehungen zu seiner alten Loge nachzuweisen und ihn unweigerlich zu erledigen.

Also: schnüffeln, spionieren, spitzeln, denunzieren — damit die wieder hergestellte deutsche Beamtenehre sich in ihrer ganzen Schönheit entfalten kann.

Gemeinnutz = Eigennutz

Der Reichsmöbelwart handelt mit Möbeln.

Die »Kölnische Zeitung« beginnt einen Bericht mit folgenden vorsichtigen Worten:

Es ist an sich selten, daß bei der Eröffnung eines Geschäftes ein regelrechter Vortrag gehalten wird. Da das neue Möbel- und Einrichtungshaus in Köln (im Zeppelinhause) von einer süddeutschen Firma, die die Tradition der dritten Generation und damit zugleich eine Verpflichtung zu gutem deutschem handwerklichem Schaffen fortführt, übernommen wurde und außerdem einer der mitarbeitenden Herren der Reichskulturwart in der Fachgruppe für Möbel ist, ist es durchaus nicht erstaunlich, daß in einem kurzen Vortrag dieses Reichskulturwartes Riegel über die Entwicklung der deutschen Möbel- und Wohnkultur gesprochen wurde.

Der Lale staunt ein wenig über die Verquickung von Kulturwarterei und Privatinteressen. Aber der Fachmann wundert sich nicht, denn er weiß, daß derartige Seltsamkeiten im Dritten Reiche üblich sind, er weiß z. B., daß verschiedene maßgebende Herren der Reichswehr an dem oder jenem Werk der Rüstungsindustrie durchaus persönlich interessiert sind.

Aber um welche Kolonien handelt es sich? Die alten deutschen Kolonien, in denen 20.000 Deutsche siedelten und die drei Prozent zum deutschen Gesamtimport beisteuerten und von denen offiziell allein die Rede ist? Hitlers Proklamation läßt in Wirklichkeit keinen Zweifel, um was es sich ihm allein handeln kann: um ein großes reiches Rohstoffgebiet, das bereits voll entwickelt sein muß, da Deutschland ja für Investitionen gar keine Mittel hat; das ist weder Togo noch Kamerun oder Südwestafrika, die stets hunderte Millionen mehr gekostet haben als sie einbrachten, das sind andere Gebiete. Die erträumte der deutsche Eroberungsgeist schon im Weltkrieg nach dem Vernichtungssieg über die Feinde — und sie zu erbeuten, erscheint heute dem deutschen Diktator nicht nur als Gebot der Ehre, der Freiheit und Unabhängigkeit, sondern als wirtschaftliche Notwendigkeit im Ablauf eines Vierjahresplanes. Dr. Richard Kern.

Deutsche Streiflichter Sinkende Stimmung

Wenn die ausländischen Sportler deutsche Zeitungen lesen würden, könnten sie jetzt erfahren, daß sie weniger zu sportlichen Leistungen in Deutschland gewesen sind als vielmehr zur Vorbereitung des nationalsozialistischen Parteitages. Bei der Glorifizierung Hitlers in und um Nürnberg wurde er in die Rolle eines Weltführers hineingesteigert, zu dem eben erst die Jugend der ganzen Welt gewallfahrtet sei. Immer toller wird der Propagandaklapp für den Führer und seine Kreaturen, aber der psychologische Erfolg wird immer fragwürdiger, so gewaltig auch die äußere Macht der Diktatur sich entfaltet. Viele sind eingeschüchtern, aber der Glaube an Zweck und Ziel dieses Reiches der Uniformen und Waffen wird immer geringer. Niemand weiß das besser als die nationalsozialistischen Redaktionen, die mit anonymen Beschwerde- und Schmähbriefen überhäuft werden und in mehreren Großstädten ganze Stöße solcher Zuschriften an die Gestapo zur Untersuchung weitergegeben haben. Die meisten dieser Briefe richten sich gegen die verlogene Darstellung der Blätter über die Wirtschaftslage und gegen das Schlemmerleben nationalsozialistischer Führereliten. Wie die Olympiade nichts gegen das Umsichgreifen dieser Stimmung erreicht haben, so wird auch der Nürnberger Parteitag wirkungslos bleiben. Die Masse der Deutschen, die das alles als Bluff betrachten, wird immer größer. Nur wenige davon sind einwilligen weit genug, um sich mit klaren politischen Gedanken gegen das System aufzulehnen, aber daß nennenswerte Volksteile außerhalb der materiell interessierten Parteikreise gewillt wären, für Glanz und Gloria der Hitlerdiktatur sich mit allen Kräften einzusetzen, davon kann gar keine Rede mehr sein. Millionen Deutsche sind so weit, daß sie den Reden und Nachrichten der Nazis selbst in den seltenen Fällen nicht mehr glauben, wo sie die Wahrheit sagen. Man sollte das nicht nur für Zersetzung halten, sondern auf das alte Wort vertrauen: der Zweifel ist der Weisheit Anfang!

Englische Gäste

Lloyd George, immerhin neben Clemenceau und Poincaré als Inspirator des Versailler Gewaltvertrages einst Weltfeind Nr. 1 des Nationalsozialismus, hat mit Hitler freundschaftlich im Alpenschloß bei Berchtesgaden geplaudert. Was man dem englischen Staatsmann auf seiner Reise durch Deutschland als nationalsozialistischen Großstuden gezeigt und was er davon geglaubt hat, wird man wohl demnächst lesen. Vielleicht ist er doch nicht so ahnungslos wie die Schwärme englischer Pazifisten, die Ribbentrop und seine Agenten nach Deutschland locken, wo sie sich von Nazis beschwätzen und feiern lassen. So war oben eine Gruppe von 120 Mann der International Friendship League in Köln. So ziemlich alles, was seit den Zeiten der Hanse in der rheinischen Metropole geleistet worden ist, wurde den englischen Gästen als Arbeit nationalsozialistischer Aufbauwillens vorgeführt. Acht Tage hielten die Ausflüge und Besichtigungen an. Die Stadtverwaltung ließ sich die Geschichte etwas kosten. Da unter den Engländern sich mehrere Journalisten befanden, gab es einen besonderen Empfang im Zeitungshaus des »Westdeutschen Beobachters«, das ein eigenartiger Zeuge nationalsozialistischer Leistung ist. Vor sechs Jahren wurde es als August-Bebel-Haus gebaut und galt dem Andenken des großen Sozialdemokraten, der unweit des Grundstückes in den Kölner Kasematten geboren ist. In den Wochen der nationalen Erhebung wurden Haus und Maschinen und die gesamte Einrichtung der Mittelrheinischen Druckerei und Verlags-Gesellschaft m. b. H. durch den jetzigen Oberbürgermeister Riesen gestohlen und unter der verlogenen Begründung, die Hypothekenzinsen seien nicht bezahlt, dem nationalsozialistischen Parteivertrag übergeben, der sich bisher nur mit betrügerischen Bankrotten und Offenbarungseiden hatte durchheilen können. August Bebels Standbild wurde mit einem Strick um den Hals verschleppt, die Erinnerungstafel an der Hausfront wurde herausgehoben, und das Haus war von einem sozialdemokratischen in ein nationalsozialistisches verwandelt. Wie sollte einer von den englischen Journalisten auf den Gedanken kommen, daß er in einem nach bolschewistischen »Methoden« geraubten Hause zu Gast war? So wenig wie die guten Leute ahnten, daß die prächtigen Stellungen, die man ihnen in und um Köln zeigte, »marxistischer« Kommunal- und Reichspolitik entstammen. Die Diktaturländer, nicht nur das Dritte Reich, profitieren von der Tatsache, daß die harmloseren Zeitgenossen ihre eigenen moralischen

Polen hat genug vom Hakenkreuz!

Eine deutliche Antwort an die Hitlerorganisationen

Seit über drei Jahren sind die gleichgeschalteten Deutschumsorganisationen mit allen im Dritten Reich üblichen Mitteln der Verleumdung und Saatschlächten bemüht, die einzig wahre hundertprozentige »Volksgemeinschaft« zu schaffen. Aber alle Versuche sind bisher gescheitert, nach wie vor führen die Jungdeutschen den Kampf gegen den Volksbund, der Volksblock gegen die Deutsche Partei und bei der Gewerkschaft deutscher Arbeiter und der Gewerkschaft der Angestellten wird um die Vereinigung »gerungen«, ohne daß ein sichtbarer Erfolg in absehbarer Zeit möglich ist. Man weiß in Ostoberschlesien, daß in diesem Kampf gewisse Berliner Stellen ihre Puppen hierorts nicht fallen lassen wollen und die Gleiwitzer Arbeitsfront offen mit Sperrung der finanziellen Unterstützungen droht, wenn nicht endlich die Führerfrage gelöst werde und man sich restlos unterordnet. Das ist auch außerordentlich wichtig, zumal sich die Führer der Jungdeutschen bereits vor polnische Gerichte flüchten, um sich hier ihr »loyales Verhalten« bestätigen zu lassen, nachdem die Hitlerische Volksgemeinschaft in den Reihen des gleichgeschalteten Deutschums völlig versagt hat. Je mehr und lauter man sich nationalsozialistisch gebärdet, um so tiefer wird der Riß im Deutschum selbst, welches nun der Lächerlichkeit des polnischen Lagers preisgegeben ist. Darin hat in Ostoberschlesien Hitlers Nationalsozialismus »unerwartete Erfolge« zu verzeichnen.

Vor etwa zwei Wochen haben nun »Deutsche Partei« und »Deutscher Volksblock« erneut den Versuch unternommen, eine »gemeinsame Volksgemeinschaft« zu schaffen, und es ist auch gelungen, die Deutsche Partei im Volksblock aufgehen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit hielt einer der Führer, der frühere Abgeordnete Rosumek, eine »Einigungsrede«, die selbstverständlich den Bolschewistenschreck für Polen an die Wand schrieb und erklärte,

daß das Deutschum nur dann im polnischen Lager Anerkennung finden werde, wenn es als geschlossene Macht, mit nationalsozialistischem Geist durchdrungen, dem Polentum gegenüber treten werde. Diese Einigung soll nur der erste Schritt sein, um Jungdeutsche und Volksbund in den Volksblock gleichzuschalten, wie es der Wille des Führers im Dritten Reich ist.

Auf diese Gleichschaltungsbestrebungen innerhalb der deutschen Minderheit antwortet nun das Blatt des schlesischen Wojewoden, die »Polska Zachodnia« in Kattowitz, in sehr eindringlicher Weise und lehnt kategorisch jede Zusammenarbeit mit Deutschen ab, die ihre Ideologie von jenseits der Grenze beziehen und sich zu Trägern des Hakenkreuzes bekennen, welches auf polnischem Gebiet unter keinen Umständen geduldet wird. In Polen gibt es keinen Raum für »Rassenfragen«, und den Kampf gegen den Bolschewismus möge man schon den Polen selbst überlassen, zumal die Ereignisse im Dritten Reich mehr als ein Symptom des Bolschewismus zeigen.

Die »Polska Zachodnia« warnt die deutsche Minderheit sehr eindringlich davor, sich von den Trägern der sogenannten Volksgemeinschaft irreführen zu lassen, als ob dann die Behörden geneigt wären, mit den Gleichgeschalteten um deren nationale und kulturelle Interessen zu verhandeln. Im Gegenteil, jede Gleichschaltung des Deutschums müsse vom polnischen Gesichtspunkt aus abgelehnt und als illoyal bezeichnet werden, da sich polnische Staatsinteressen nicht mit Ideen vereinbaren lassen, die aus dem Ausland in die deutsche Minderheit getragen werden. Zum Schluß richtet das Blatt an die Deutschen die Aufforderung, sich selbst gegen die Gleichschaltung zu wehren, wenn ihre nationalen Belange geschützt werden sollen. Geschieht dies aus deutschem Lager nicht selbst, so werden dies die Deutschen in Polen einmal bitter bereuen.

Wir wollen nicht untersuchen, ob polnische Seite alles getan worden ist, um dem Deutschum seine nationalen Belange zu sichern. Aber nie hätte das Hakenkreuz so viele Anhänger in Ostoberschlesien erwerben können, wenn neben den wirtschaftlichen Maßnahmen gegen das Deutschum nicht auch eine verfehlte Minderheitenpolitik getrieben worden wäre. Jedenfalls ist es vom Standpunkt des nichtgleichgeschalteten Deutschums zu begrüßen, wenn man im Regierungslager die Sprache findet, die dem Nationalsozialismus gegenüber gesprochen werden muß, daß das Hakenkreuz, wie die »Polska Zachodnia« sagt, in Polen keine Existenzberechtigung hat. Man sieht aus diesem Vorfall wieder einmal, welche Früchte die polnisch-deutsche Freundschaft gerade auf national-kulturellem Gebiet zeitigt hat!

Neue Naziprozesse in Ostoberschlesien

Die Kattowitzer Staatsanwaltschaft hat jetzt die Anklageschrift gegen 74 Angehörige der geheimen Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterbewegung abgeschlossen, die sich Ende Oktober wegen Putschvorbereitungen gegen den polnischen Staat zu verantworten haben werden. Es ist dies die zweite Auflage des Prozesses gegen die abgeurteilten 89 Angehörigen der gleichen Organisation, die vor einigen Monaten zu 1½ bis 10 Jahren Gefängnis verurteilt worden sind. Außerdem kommen weitere Prozesse gegen die »Schwarze Hand«, die Femeorganisation der NSDAP, und gegen einen geheimen »Oberschlesischen Wanderbund« vor dem gleichen Gericht zum Austrag, wo sich insgesamt weitere 45 Angeklagte zu verantworten haben werden. Die reichsdeutschen Drahtzieher sorgen dafür, daß die nationalsozialistische Idee den polnischen Behörden in Ostoberschlesien immer neue Ueber-raschungen bereitet.

Begriffe auch unter Diktatoren für maßgebend halten.

Kommt der Einjährige wieder?

Für den Volkssheercharakter der neuen Wehrmacht wurde bisher als bezeichnend gerühmt, daß arm und reich gleich lange Dienstzeit hätten. Ganz stimmt das übrigens nicht, da die Absolventen höherer Schulen viel rascher befördert werden als die Soldaten mit Volksschulbildung und Oberprimaner sogar Offiziersanwärter werden können, noch ehe sie die Abiturientenprüfung bestanden haben. Die Verlängerung der Dienstzeit auf zwei Jahre hat nun aber das Einjährigenproblem akut gemacht. Die Organisationen der Akademiker rühren sich. Das Reichskriegsministerium wird mit Eingaben bedacht, die eine Dienstzeit von insgesamt 2½ Jahren einschließlich Arbeitsdienst für Akademiker als unerträglich bezeichnen, weil sie in den meisten Fällen das Ende des Studiums bis weit in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre und die Erlangung einer auch nur mäßig bezahlten Stellung an die Grenze der Dreißig verlege. Die Vorschläge schwanken zwischen einer verkürzten Dienstzeit (anderthalb Jahre einschließlich Arbeitsdienst) und einer verkürzten Schul-ausbildung, die in den ersten Jahren des Schulbesuches gefunden werden soll. Andere wenden dagegen ein, das bedinge, wie vor 1918, eine Trennung der Kinder zwischen solchen, die für die höhere Schule vorbereitet werden und solchen, die in der Volksschule bleiben. Jedenfalls hat die zweijährige Dienstzeit außer in den bürokratischen und mittelständlerischen Kreisen die größte Mißstimmung in den bürgerlichen Schichten hervorgerufen, die ihren Nachwuchs traditionell dem Studium zuführen. Auch in Deutschland hat die Militarisierung der Geister ihre Grenzen, und sie sind diesmal fühlbar und zur so gut wie allgemeinen Unzufriedenheit überschritten worden. Hannes Wink.

Es wird weiter gemordet!

Ein Katholik war dieses Mal das Gestapo-Opfer.

Nach einer Mitteilung, die der katholische »Deutsche in Polen« von unbedingt zuverlässiger geistlicher Seite erhalten haben will, kommt ein neues unerhörtes Mordverbrechen auf das schon übervolle Schandkonto der Gestapo-Kanalle des »Führers« und Schreckensstaates. Der früher dem Zentrum angehörende, darum in seiner Umgebung unter

Kollegen nunmehr wohl als »politisch unzuverlässig« besonders bespitzelt und beargwöhnte Landesoberinspektor Schaeck in Düsseldorf, Beamter der dortigen Rheinischen Provinzialverwaltung, hatte sich Mitte Juli gegenüber anderen im Hinblick auf den »Franziskaner«-Prozess von Waldbreitbach geäußert: »Der Führer ist doch auch kein schlechter Mensch, wenn sich in seiner Umgebung unsittliche Personen befinden.« Schaeck wollte mit dieser ein wenig banalen und hausbackenen Begründung, die aber immerhin so ganz bezeichnend für die stielige Angstatmosphäre des Hitlerstaates ist, die katholische Kirche, seine Religion, gegen die fortgesetzten tendenziösen Pauschalverurteilungen der Staatsanwälte und der braunen Skandalchronikmacher in der gleichgeschalteten Presse augenscheinlich verteidigen. Auf jeden Fall: es genügte für die Gestapo, der die Äußerung überbracht wurde, weil mit ihr offenbar, und zwar durchaus wahrheitsgetreu, auf die allbekannten Vorkommnisse des 30. Mordjuni angespielt wurde und auf das, was damals die Reden Hitlers selbst und die »Tatschilderungen« von Göbbels aller Welt in die Ohren geschrien hatten.

Schaeck ist unmittelbar nach seiner Äußerung verhaftet worden. Nach fünf Tagen war er tot. Die Todesursache ist kein Geheimnis mehr, nachdem der Witwe — wie in allen solchen Fällen bei der Gestapo üblich — verwehrt worden war, den toten Ehegatten auf dem Sterbebett oder im Sarg noch einmal zu sehen. Schaeck wurde in Düsseldorf vom Gefängnis aus in aller Heimlichkeit beerdigt.

Partei profit über dem Gesetz

Nach dem berühmten Motto:
Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

»Die Verwirklichung des Anspruches der NSLB, die einzige Gesamtorganisation der deutschen Erzieherchaft zu sein, war« — so lesen wir im Juli/August-Heft der Zeitschrift »Die Erziehung« — »im Laufe der letzten zwei Jahre bis auf diejenigen Ausnahmen gelungen, in denen organisatorische, insbesondere finanzielle und juristische Schwierigkeiten im Wege standen. So hatte z. B. der Deutsche und der Preussische Lehrerverein bisher seine Auflösung nicht vollzogen, weil angenommen werden mußte, daß nach den geltenden Steuergesetzen die Ueberreignung und Umschreibung der Vermögenswerte an den NSLB steuerpflichtig sei und daß damit erhebliche Teile des Vermögens abzuführen

seien, das auch in der neuen Organisation den gleichen Zwecken und meistens (!) auch den gleichen Mitgliederkreisen dient, wie bisher. Mit dieser Begründung ist im März 1936 ein Antrag beim Reichsfinanzminister gestellt worden, daß dieser geplante Übergang aller Vermögenswerte an den NSLB von der Grunderwerbs- und Schenkungssteuer freigestellt wird. Dieser Antrag ist am 23. April 1936 genehmigt worden. Daraufhin ist die Auflösung der genannten Vereine vollzogen worden. Ein ähnlicher Beschluß steht für den Berliner Lehrerverein in Aussicht.«

Mit einer großen Steuerschiebung — der Ueberreignung des Rittergutes Neudeck statt an Hindenburg an seinen Sohn, den Oberst von Hindenburg — vollzogen, um von vorneherein die fällig werdende Erbschaftsteuer zu umgehen — ist nachweislich und dokumentarisch das Dritte Reich eröffnet worden. Es würde der inneren Logik entbehren, wenn die »alte Garde« Hitlers vor den Steuergesetzen mehr Respekt hätte, als der mittlerweile verstorbene Sieger von Tannenberg. Damit das liebliche Bild aber sich runde: Seit Anbruch des Dritten Reiches sind die Litzfaßkuren bedeckt mit rigorosen Anschlägen der Steuerbehörden, daß es hinsichtlich der Einziehung aller Steuern Pardon nicht mehr gäbe; das gilt für alle die Mittelständler und Krücker insbesondere, denen der »Führer« nicht schnell genug an die Macht kommen konnte. Die alten Exekutionsbeamten aber — oft genug sehr geduldige und langmütige Repräsentanten des früheren öffentlichen Finanzbedarfs — sind durchweg durch stramme SS-Leute ersetzt, die den Steuerbescheid gleich aus der Patronentasche ziehen und präsentieren. »Ordnung« muß eben im Diktaturstaat sein; das ist nun mal so! Fragt sich nur, zu wessen Frommen und Nutzen ...

Sein Vermögen wächst

Großzügige Stadtväter.

Die nationalsozialistischen Stadtväter von Nürnberg haben ihren Führer »zur Erinnerung an den Parteitag 1936« mit einer persönlichen Geschenk beglückt. Oberbürgermeister Liebel überreichte ihm eine schwere, kunstvoll verzierte Silberkassette, enthaltend eine 400 Jahre alte, mit kolorierten Handzeichnungen versehene Urkunde. Entnommen wurde diese wertvolle Urkunde dem Stadtarchiv, das heißt: sie war bis zum »Parteitag der Ehre« Eigentum der Stadt Nürnberg.

Aus der Gestapo-Hölle

Die Praxis der Prügelholter — Wie Geständnisse entstehen

Wir veröffentlichen im folgenden einen Bericht eines sozialdemokratischen Opfers der Gestapo aus Hamburg:

Die Gestapo ist in Hamburg in verschiedene Inspektionen eingeteilt. Jede bearbeitet die Sachen einer bestimmten Partei, z. B. KPD, SPD, Stahlhelm, Nazis usw. Drei Beamte führen die Untersuchung, machen die Verhaftungen und die Vernehmungen. Während dieser Zeit bleibt der Verhaftete zur ausschließlichen Verfügung dieser Dreiergruppe im Konzentrationslager Fuhlsbüttel (Kofafu).

Die bekannteste Gruppe für SPD-Sachen besteht aus den Kriminalsekretären Wrist, Meier und Krüger. Ihr Büro befindet sich im Stadthaus, Alter Bau, IV. Stock. Jeder hat seine Arbeit während der Vernehmung und führt sie auf seine Art durch. Sie ergänzen sich gegenseitig. Wrist ist etwa 1,85 bis 1,63 m groß und ungefähr 38 bis 40 Jahre alt. Er versucht bei der Vernehmung mit gutem Zureden und durch Freundlichkeit etwas zu erreichen. Die Gefangenen reden er grundsätzlich mit Sie an, er schlägt auch nicht Meier, etwa 1,70 groß, 38 bis 40 Jahre alt. Breit und kräftig. Er sagt nur »Du« zu den Verhafteten, spricht in einem gemeinen, groben Ton. Er gebraucht oft seine Fäuste. Krüger ist derjenige, der in Funktion tritt, wenn die beiden anderen nichts erreichen. Er tritt und schlägt sofort. Er mißhandelt die Verhafteten andauernd. Er ist der, der die Leute »fertig« macht. Krüger ist etwa 1,80 m groß, schwarz und von kräftiger Gestalt, er ist 25 bis 27 Jahre alt.

Wenn ein Verdächtiger verhaftet werden soll, der Arbeit hat, dann wird er von dort unauffällig weggeholt. Man ruft ihn zum Chef oder ins Kontor und nimmt ihn mit. Ist der zu Verhaftende arbeitslos, so holt man ihn des Nachts aus dem Hause. Es wird immer eine Hausdurchsuchung durchgeführt, die jedoch oberflächlich ist, da man weiß, daß man nichts findet. Der Verhaftete wird zum Stadthaus gebracht. Erst bei der Personalaufnahme und der Ueberreichung des Schutzhaftbefehls erfährt er den Grund der Verhaftung. Auf dem Schutzhaftbefehl steht gleichzeitig, daß eine Beschwerde unzulässig ist.

Nun wird die erste kurze Vernehmung von Wrist gemacht. Er sagt, Lügen sei zwecklos, X, Y und Z hätten bereits alles gestanden. Fast immer wird zuerst alles abgestritten. Und der Verhaftete wird dann ins Polizeigefängnis Hütten gebracht. Am nächsten Tag geht es wieder ins Stadthaus zum Fotografieren und zur Abnahme der Fingerabdrücke. Wieder kurzes Verhör und die Frage, ob er es sich schon überlegt habe. Gleichzeitig die Drohung mit dem Konzentrationslager. Vor der Ueberführung ins Konzentrationslager kommt noch einmal ein Beamter in die Zelle und gibt Bescheid, daß es in anderthalb Stunden losgehe. Noch hätte er also Zeit zum Ueberlegen. Im Konzentrationslager sage er doch alles.

Das Essen ist sowohl im Stadthaus als auch im Hüttengefängnis erträglich. Morgens und abends gibt es ein Stück trockenes Schwarzbrot und einen Becher schwarzen Kaffee. Mittags Eintopf. Gewöhnlich Erbsen oder Bohnen.

Im Konzentrationslager Fuhlsbüttel beginnt ein neues Stadium der Vernehmung. Im Konzentrationslager gibt es nur SA- und SS-Leute. Sie tragen Stahlhelme und sind mit 98er Gewehren bewaffnet. Alles geht militärisch. Nach dem Aussteigen aus der »Grünen Minna« wird sofort das Antreten zu zweien gelibt. Dann heißt es Antreten, marsch, marsch an die Wand. Hier muß jeder Angekommene drei bis vier Stunden stehen. In straffer Haltung, Gesicht zur Wand, die Nase fest angegedrückt. Ein SA-Mann geht auf und ab und korrigiert die Haltung durch Puffe und Schläge. Nach und nach wird aufgerufen und jeder muß sich in militärischer Haltung beim Kommandanten Hanneß Rhode melden. Er muß dem Kommandanten seine angeblichen Verbrechen vom Schutzhaftbefehl laut vorlesen. Der Kommandant erklärt dann, daß alles Lügen hier zwecklos sei. Wer sein Gedächtnis verloren hätte, dem würde es dann und wann aufgefrischt.

Hiernach gibt es Zeug. Jeder erhält sieben verschiedene Sachen. Eine blaue Pilotjacke, Hose, Weste, Mütze ohne Schirm, einen karierten Bettbezug mit Laken und eine Wolldecke. Dann geht es in die Zelle. Der Wachtmeister gibt die Verhaltensmaßregeln. Morgens 6 $\frac{1}{2}$ Uhr Wecken; 7 Uhr Kaffee; 8 $\frac{1}{2}$ bis 9 Uhr Freistunde (Rundgang im Hof); 12 Uhr Mittag; 18 Uhr Kaffee; 19 Uhr Schlafen. Am Tage darf das Bett nicht benutzt werden, wer dabei ertappt wird, dem wird das Mittagessen entzogen. Ebenso be-

straft wird, wer aus dem Fenster guckt. Wird die Tür geöffnet und der Wärter tritt ein, muß Meldung gemacht werden. Der Gefangene muß seine Zelle jeden Tag fegen und Staub wischen. Das WC wird mit der Hand gereinigt. Eine Einzelhaftzelle ist 3 $\frac{1}{2}$ mal 2 Meter groß. Das Fenster ist 1,70 m vom Fußboden entfernt, damit man nicht hinaussehen kann. Die Zelle hat folgendes Inventar: Ein Bett mit einer Seegrasmatratze, einen kleinen Tisch, einen Hocker, Brotschrank, Wasch- und Essenschale, einen Trinkbecher, einen Löffel und Salzfaß. Durch die Zelle geht ein dünnes Heizungsrohr.

Das Essen wird von Gefangenen verteilt. Das Brot wird vor der Zellentür auf den Fußboden gelegt. Der Wächter öffnet alle Türen und auf Kommando muß der Gefangene raustreten, sein Brot auf sammeln und sofort wieder rein gehen. Das Mittagessen ist ohne Fleisch gekocht. Jeder erhält einen Liter. Abends gibt es dasselbe, Kaffee und trockenes Brot, wie am Morgen. Einmal in der Woche erhalten die Gefangenen $\frac{1}{4}$ Pfund Schmalz oder Marmelade.

Im Gestapoverhör

Am dritten Tag meiner Fuhlsbütteler Haft kamen die Gestapobeamten Wrist und Meier zu einem Verhör. Ich bestritt alles, was sie mir vorwarfen. Darauf zogen sie wieder ab und erklärten, daß ich meinen Mund schon noch aufmachen würde. Am nächsten Tag wurde ich wieder geholt. Diesmal war es Wrist allein. Er war ausgesucht freundlich und höflich zu mir. Bloß als er ging, sagte er: »Meinetwegen können Sie hier in Ihrem Käfig verrecken. Mir ist es ganz egal.« Acht Tage später kamen sie beide wieder. Wieder sagten sie, ich solle das Lügen lassen. X, Y und Z hätten gestanden. Ich verlangte, den anderen gegenübergestellt zu werden. Das wurde mir nicht erlaubt. Meier drohte beim Kommandanten vorstellig zu werden, damit ich eine »bessere« Behandlung bekäme. Hier hätten sich schon mehr Leute aufgehängt. Und das wolle ich doch nicht. Diese Art der Verhöre wiederholte sich fünf Wochen lang. Manchmal zweimal am Tage. Eines Abends mußte ich zum Rasieren antreten, das heißt soviel wie am nächsten Tag geht es zum Stadthaus. Wieder beginnt eine neue Periode.

Zu zweien aneinandergefesselt wurden wir in einem großen Saal des Stadthauses untergebracht. Hier mußten wir, mit dem Gesicht zur Wand, warten, bis wir an die Reihe kamen. In der Mitte des Saales saß auf einem hohen Bock ein Gestapobeamter, um die Gefangenen zu beobachten. Dann wurde ich von Wrist aufgerufen und zur Inspektion gebracht. Das Verhör begann von Neuem. Wieder stritt ich alles ab. Darauf bekam ich von Wrist ein Stück Brot mit Wurst und eine Zigarette. Plötzlich kam Meier, riß eine Tür auf. In der Tür stand X., den ich mit aller Gewalt kennen sollte. Meier fragte, ob er mich kenne. X. sagte ja. Nun wurde X. wieder abgeführt.

Darauf kam Krüger, den ich seit meiner Verhaftung nicht mehr gesehen hatte, ging auf mich zu und warf mir eine brennende Zigarette ins Gesicht. Er steckte sich eine neue an und warf mir dann das Streichholz ins Gesicht. »Du Schwein, kannst Du Dich nicht melden?« Ich machte darauf Meldung: »Schutzhaftgefangener A.« Nun versuchte er mich durch allerlei Redereien zu reizen. Er sagte: »Du willst ein Kerl sein? Ein Furtz bist Du. Wenn Du sagen würdest: ich kenne ihn, aber ich will ihn nicht kennen, dann bist Du ein ganzer Kerl.« Er gab mir links und rechts Ohrfeigen und nahm mich mit ins andere Zimmer, wo sich außer Wrist und Meier noch fünf andere Gestapoleute aufhielten. Sie beschäftigten sich mit beschlagnahmten Büchern. Meier gab mir den Befehl, 200 Kniebeugen zu machen. Ich begann. Nach der zehnten gab mir Meier einen großen Kontorbock, den ich mit rauf- und runterheben sollte. Nach einigen weiteren Kniebeugen legte er ein schweres Buch auf den Bock. Er kommandierte: »Schneller, weitermachen.« Ich aber hörte auf. Meier schrie mich an: »Willst Du Schwein nicht mehr?« Ich sagte ihm, daß ich nicht mehr könne. Wrist hatte inzwischen das Zimmer verlassen, während die anderen sieben einen Kreis um mich gebildet hatten. Sie machten sich lustig über mich, weil ich so schwitzte. Da mir übel wurde, hat ich höflich um ein Glas Wasser. Krüger: »Frech wirst Du Schweinehund auch noch? Wasser willst Du haben? Leim werde ich Dir in den Hals schmieren.« Krüger kam näher, klopfte mir auf die Schulter und sagte auf Plattdeutsch: »Mensch, Du bist jö verrückt. Segg dat doch. Während Du hier drin sitzt, läßt Deine Alte sich draußen von anderen ... und Du dummes Schwein sitzt hier und sagst nichts. Wenn Du es sagst, kommst Du sofort raus und alles ist vorbei.« Ich bestritt weiter, den Mann zu kennen. Krüger und Meier fielen über mich her, schlugen mich mit den Fäusten, traten mir in den Bauch. Ein anderer schlug meinen Hinterkopf andauernd mit einem Lineal, so daß zwei frische Narben, die ich hatte, wieder aufsprangen. Als das Blut mir in den Nacken lief, hörten sie auf. Ich mußte mich mit dem Gesicht zur Wand in eine Ecke stellen. Während der anderthalb Stunden, die ich da stand, bewarfen mich alle sieben abwechselnd mit den Büchern, die ich aber unaufgefordert zurückbrachte. Krüger fragte: »Bei welchem Mord warst Du dabei? Bei Zyranka, was? Kennst Du Adolf Hitler?« Ich antwortete: »Ja.« »Hast Du ihn schon gesehen? Hättest wohl am liebsten einen Knacker bei Dir gehabt?« Ich verneinte. Krüger: »Kennst Du Karl Marx? Du weißt doch, wer das ist? Ich dachte, es wäre ein Duzfreund von Dir. Du warst doch in der Schufe? Hundert Stück von Deiner Sorte und Ihr hättet den Putsch gewonnen: Dafür müßt Ihr jetzt büßen.« Wieder mußte ich mich in die Ecke stellen.

Nach einer halben Stunde kam Wrist, nahm mich wie einen Schuljungen bei der Hand und führte mich ins Nebenzimmer. »Kennst Du ihn jetzt?« fragte er. Ich verneinte immer wieder. Darauf nahm er ein Protokoll auf, in dem stand, daß ich alles leugnete. Dann wurde ich wieder nach Fuhlsbüttel gebracht. Nun begann die vierte Periode.

Der Kommandant rief mich zu sich und erklärte mir, daß ich in Eisen gelegt werden müsse, weil ich bei der Vernehmung Selbstmordabsichten geäußert hätte. Als ich bestritt, Selbstmordabsichten geäußert zu haben, schrie er mich an: »Du Schwein, willst Du etwa behaupten, daß die drei Beamten lügen?« Dann wurde ich in die Zelle abgeführt, mußte meinen Hocker auf den Gang stellen, mich mit dem Kopf zur Wand setzen und mein Stück Schwarzbrot essen. Nach Beendigung der Mahlzeit wurden mir die Hände auf dem Rücken zusammengeschlossen. Um 19 Uhr kam der Wächter, ich mußte mich ausziehen, aufs Bett legen und meine Arme ausstrecken, die er dann an dem Bett anschoß. Nach dem Wecken wurden mir morgens die Ketten abgenommen, ich mußte mein Bett machen und auf dem Gang mein Schwarzbrot essen. Das ging so mit Ausnahme einer Vernehmung, die von Schlägen und Kniebeugen begleitet war, 14 Tage lang.

Nach dieser Zeit wurde ich eines Morgens zum Kommandanten geführt. Er war früher Polizeioberwachtmeister von der Wache 46 in Barmbeck. Rhode las mir ein Schreiben der Staatspolizei vor, in dem mitgeteilt wurde, daß ich mich bei der Vernehmung frech und herausfordernd benommen hätte. Dafür müsse er mich jetzt bestrafen. Er diktiert mir 6 Tage Dunkelarrest zu. Mit einer Wolldecke unter dem Arm kam ich in die Zelle. Meine Hände wurden sofort wieder auf dem Rücken zusammengeschlossen. In der Zelle befand sich nur eine Holzpritsche und ein Kübel. Sie stank ekelhaft, da sie nie gelüftet wird, hatte kein Fenster und war vollkommen dunkel. Essen gab es nur morgens und abends: ein Stück Schwarzbrot und Kaffee. Ich durfte mich nicht waschen und mir auch nicht die Zähne putzen. Nachts wurden die Fesseln nicht vom Rücken genommen. Ich bat den Wachtmeister, mir doch wenigstens in der Nacht die Hände vorn zu fesseln, da ich nicht liegen könne. Er antwortete mir: »Du Schwein, Stell Dich doch in die Ecke. Du hängst Dich ja doch bloß auf.«

Nach 6 Tagen wurde ich von Wrist abgeholt. Als er mich fragte, ob ich den Mann jetzt kenne, gab ich zu, daß ich ihn einmal gesehen hatte. Darauf kam ich wieder in Einzelhaft.

Am nächsten Tage wurde ich im Stadthaus von einem mir vollkommen unbekanntem Beamten erneut vernommen. Er war äußerst höflich. Da man mir nichts nachweisen konnte, wurde ich nach zwei Tagen entlassen. Mir ist es bestimmt nicht am schlechtesten bei den Vernehmungen ergangen. Ich weiß, daß Gefangene wochenlang in ihren Zellen mit den Händen auf dem Rücken an dem Bett oder an der Heizung angeschlossen waren.

Wagemann gegen Hitler

Wirtschaftsprophetie und Wirtschaftsstatistik

Schon auf der Nürnberger Parteiparade vom vorigen Jahre hatte der Reichskanzler vom Führer sich als Wirtschaftsprophet aufgetan. Er hatte versprochen, aus jedem Deutschen einen Autobesitzer zu machen und seinen unerschütterlichen Willen verkündet, die Autoproduktion gewaltig steigen und damit die Wirtschaft insgesamt mächtig beschwingen zu lassen. Kurz vor dem diesjährigen Nürnberg-Parteitag am 26. August, läßt Prof. Wagemann einen Wochenbericht seines Instituts für Konjunkturforschung erscheinen, der wie Widerlegung der vorletzten und eine vorweggenommene Widerlegung der letzten Prophezeiung von Nürnberg anmutet. In einer Untersuchung »Die Kraftfahrzeugsalon 1936, bearbeitet im Auftrage des Reichsverkehrsministeriums«, wird festgestellt, daß der Aufschwung in der Autoproduktion sich bereits im Abschwinden befindet.

Es hatte zugenommen die Zulassung von Personenkraftwagen im Jahre 1933 um 99,5 Prozent, Lastkraftwagen im Jahre 1934 um 103, Kraftfahräder im Jahre 1934 um 55 Prozent. Seitdem hat sich die Zunahme stetig vermindert. Für 1936 schätzt das Institut die Zunahme der Zulassungen von Personenkraftwagen auf 16, von Lastkraftwagen auf 36, von Kraftfahrern auf 34 Prozent und sagt voraus »eine Verlangsamung, ja selbst eine Abschwächung des Automobilabsatzes wäre ... an sich

nicht ausgeschlossen«. Es wird festgestellt, daß in Berlin der Absatz von Personenkraftwagen im letzten Jahre in sehr viel stärkerem Maße als in den vergangenen Jahren der Befriedigung des Ersatzbedarfs diene. Mit anderen Worten: es werden nur alte Autos durch neue ersetzt, aber keine neuen Autokäufer gewonnen. In den Kleinstädten auf dem Lande sei zwar der Aufschwung viel stärker, dennoch sei es sicher, »daß der Absatz von Personenkraftwagen in der nächsten Zeit wohl kaum noch in dem Tempo weitersteigen wird wie in den Jahren 1934 bis 1936.«

Die Autokonjunktur von 1933 ist auf eine Maßnahme zurückzuführen, »die zwar weiter wirksam bleiben wird, die sich aber allmählich doch abschwächen muß«: die Abschaffung der Kraftfahrzeugsteuer. Daß das keine Wundertat des Führers ist, zeigt ein Vergleich mit England. In der Zeit von 1932 bis 1935 hatte die Kraftwagenproduktion Englands und Kanadas zusammen von 220.000 auf 465.000 Wagen zugenommen, also auf mehr als das Doppelte. Deutschland folgt also anderen Ländern auf dem Wege zur Motorisierung. Die Verbilligung der Autoproduktion ist von dem Reichskanzler und Führer als seine persönliche Leistung gepriesen worden. Dagegen heißt es in dem Wochenbericht:

»Die deutsche Industrie konnte mit dem

Preisabbau der englischen in den letzten Jahren nicht Schritt halten.«

Auch in England ist eine Senkung der PS-Steuer erfolgt, sie war aber »sehr viel geringer als in Deutschland«. Warum sind also die Haltungskosten eines Autos »in Großbritannien, auch heute noch niedriger?« »Weil der Treibstoff billiger ist.« Mit diesem einen Satz wird Hitlers Heilsverkündung vom letzten Nürnberg-Parteitag als Humbug gekennzeichnet. Denn es wird erwiesen, daß der Zwang zum Gebrauch von Ersatzstoffen, weil sie die Produktion verteuert, zum Hemmnis der Produktion wird — außer wenn es auf die Kosten nicht ankommt, weil man es nur auf die militärische Motorisierung, nicht auf die private abgesehen hat.

Ganz unverhüllt gegen Hitlers Autophantasia vom vorigen Jahr gerichtet ist die Feststellung, es bestehe »zwischen dem Preis des Kraftfahrzeuges und dem Einkommen des Käufers in Deutschland ein ganz anderes Verhältnis als in den Vereinigten Staaten«, und es »müßten in den internationalen Vergleich neben den Ausgaben für die Kraftfahrzeuganschaffung die Ausgaben für den Betrieb und die Unterhaltung der Fahrzeuge einbezogen werden«. Wie sollte auch die Masse der deutschen Bevölkerung, die die Panzerautos bezahlen muß, Geld für Privatautos übrig haben!

Kultur, Horde und Hitler

Ein Streit mit dem kleinen Moritz

»Es ist der Appell an die primitivsten Urinstinkte, die, einmal mobilisiert, am ehesten zur Zerstörung jener Gemeinschaft eingesetzt werden können, die dem einzelnen an Freiheit nehmen muß, um der Gesamtheit zum Leben zu nützen und die daher nur über einen idealistischen Verzicht des einzelnen zu einem materiellen Gewinn der Gesamtheit führen kann.«

Verstehen Sie den oben zitierten Satz aus Hitlers Nürnberger Kulturrede? Wir auch nicht. Waren schon die politischen Reden des Nürnberger Parteitages ein tolles Gemisch von Lüge, Verworfenheit und Anmaßung, so der kulturpolitische Teil ein einziger triefender Schwamm, wie voriges Jahr. Dieselbe verquollene, abgeleierte Platte: Rasse, Verfluchung der Demokratie, Antisemitismus, Verherrlichung des Zwangsstaates. Man braucht nur eine Stelle aus Rosenbergs Einleitung hervorzuheben, um seinen Quaal zu charakterisieren:

»Und wir erstreben, daß die Philosophie als wirkliche Gemeinschaft der Weisheitsliebenden wieder den Weg findet von psychologisierenden Haarspaltereien zu einer harten Verteidigung einer germanischen Wertlehre; damit Nietzsche, Wagner und Lagarde ihre Erfüllung in der Form unserer Zeit finden.«

Lagarde würde die braune Judenpolitik weit von sich weisen, er forderte die volle freiwillige Verschmelzung der deutschen Juden mit dem Deutschtum, er war ein Theoretiker dieser Art Rassenvermischung, also ein Vertreter der »Rassenschande«, denn für ihn lag das Deutschtum nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Und Nietzsches Hohnworte gegen Antisemitismus und germanischen Rassequatsch haben sich inzwischen im braunen Lager so herumgesprochen, daß verschiedene braune Literaturwächter bereits den Scheiterhaufen für den Philosophen des Uebermenschen forderten. Nur Rosenbergs hat man noch nichts gesagt, und so vergreift er sich dauernd in der hakenkreuzlerischen Ahnengalerie.

Und dann Hitler, der Schüler des Ober-Dilettanten. Es gelang ihm das Unwahrscheinliche, selbst die Konfusion seiner Kulturrede vom Vorjahre zu überbieten. Ein tolles Potpourri von Antisemitismus, Rosenbergscher Kunstphilosophie, Gesichtsbetrachtungen des kleinen Moritz und politischer Bauernschlauheit. Die deutsche Wirtschaft liegt, vom braunen Autarkieblödsinn und Rüstungswahn zer-

schlagen, siech darnieder. Also muß man die Bedeutung der Wirtschaft bagatellisieren. Und so dröhnt der bekannte Wirtschaftshistoriker Hitler (wir zitieren nach den »Münchener Neuesten Nachrichten«):

»Es wird manchemal die scheinbar so richtige und doch so geistlose Äußerung vernommen, daß die Voraussetzung für jede Kunst die Wirtschaft sei. Nein! Die Voraussetzung für die Wirtschaft und für die Kunst ist der Staat, d. h. aber die politische Gestaltung von Führungskraft, die in den Völkern liegt.«

Selbst Moritzen würde hier der Verdacht anwandeln, daß ja eigentlich irgendwelche Wirtschaft auch dazu gehören müßte, um die Welt der Kunst nicht gerade verhungern zu lassen, und daß ein Staat zwar ohne Kunst, nicht aber ohne »Wirtschaft« existieren kann. Aber Moritz ist in diesem Falle bereits vom historischen Materialismus verseucht und muß sich vom Osaf sagen lassen:

»Es ist sehr schlimm, wenn sich die Wirtschaft jemals einbildet, daß sie Staaten emporführen oder auch nur retten könnte. Dies ist ein wirkliches Unglück, denn wenn erst die Menschheit so zu denken beginnt, pflegt sie die Staaten zu zerstören, denn nicht die Wirtschaft hat Staaten gegründet, sondern Staatengründer haben der Wirtschaft die Voraussetzung für ihre Tätigkeit geschaffen. (Beifall.)«

Denn, Moritzchen, die Primitiven mit Sippen- und Stammesverfassung haben bis heute noch keine Wirtschaft, die Eskimos z. B. fangen keine Fische und haben keinen Tauschhandel, sondern alles fliegt ihnen von selber an und in den Leib. Erst kommen die »Staatengründer«, dann fangen die Menschen an zu jagen, zu pökeln, den Ackerbau zu erfinden. Die vielen Stämme, bei denen es heute noch anders sein sollte, leben eben entweder falsch — oder wir sind über ihr Dasein und ihre angeblich uralte staatenlose Wirtschaft von der liberalistischen Forschung belogen worden. Und »wenn erst die Menschheit so zu denken beginnt«, wie die Wissenschaft, Moritz, dann könnte diese Menschheit in Deutschland laut zu fragen anheben, wie es kommt, daß die deutsche Wirtschaft seit 1933 so bankrott geworden ist und warum sie heute nicht mehr weiß, woher sie Rohstoffe bekommen soll. Und die Leute könnten anfangen an der braunen Staatskunst zu zweifeln, und damit, Moritz, begänne die »demokratische Anarchie«.

Darum muß das Gelände mit Kunstquatsch vernebelt werden, denn das mit der Kunst ist für ein Volk, sobald es bei den Brotkarten angelangt ist, nicht so leicht kontrollierbar, wie das mit der faulen Wirtschaft. Die Kunst und Kultur aber verlangt eine straffe Diktatur mit Folter und KZ, sonst kommt die Anarchie und brennt den Reichstag ab:

»Aus Aegypten, aus der Geschichte der mesopotamischen Staaten sowohl, als auch von den in näherliegenden antiken, hellenisch-römischen Kulturen wissen wir, daß die Zeiten des anarchistischen Aufbruchs immer verbunden waren mit wilden Vernichtungsaktionen gegen Tempel, Bauten, Kunstdenkmäler usw. Ueber die Bilderstürmerei des Mittelalters, die Petroleusen der französischen Kommune bis zu der Zerstörung der Kirchen und Kulturdenkmäler in Spanien, geht eine gerade Linie.«

Und diese gerade Linie, Moritzchen, die macht genau dort eine kleine Kurve, wo die braunen Scheiterhaufen loderten und wo von Hitlers rauhen Kämpfern schöne Volkshäuser, Sporthome und Arbeiterbibliotheken zerstört, geplündert oder geraubt wurden. Damit immer nur in so organisierter Weise und eventuell mit Hilfe der Mauren zerstört wird, wie in Spanien von Hitlers Freunden, muß das gefährliche »demokratische Prinzip der unbegrenzten Freizügigkeit der einzelnen menschlichen Wesen« vernichtet werden. Denn — paß auf, Moritz, jetzt kommt was Pikfeines — denn:

»So wie die Staaten nicht entstanden sind aus dem demokratischen Prinzip der unbegrenzten Freizügigkeit der einzelnen menschlichen Wesen, so können sie auch nicht erhalten werden durch Konzessionen in dieser Richtung... Die Organisation hat sich einst erhoben auf Kosten der Freizügigkeit des einzelnen. Es ist nicht verwunderlich, daß in allen schwachen Zeitaltern diese unterworfenen und gebändigte Freizügigkeit erwuchs, nach ihrem Urzustand zurückzustreben. Durch die Demokratie aber haben sich die Staaten die sicherste Bahn zu dieser Rückentwicklung ihres Daseins selbst geöffnet. Das Ende eines solchen Weges aber könnte nur im Anarchismus liegen...«

Wieder spukt hier Osafs rührend kindliche Vorstellung von der wirtschafts- und organisationslosen Anarchie des »Urzustandes« dazwischen. Sollte der Osaf einmal etwas läuten gehört haben von dem

Buche »Der Sinn des Politischen«, in dem ein Theoretiker des Nationalsozialismus, Prof. Karl Schmidt, drauflos behauptet: Alle Politik lasse sich zurückführen auf das Freund-Feind-Verhältnis des Urzustandes?! Möglich wäre auch das, aber in jedem Falle ist Karl May zugegebenermaßen sein Lieblingsschriftsteller, und von daher sollte er so viel Berührung wenigstens mit den Indianern haben, um zu wissen, daß sie u. a. keinen Staat kannten, wohl aber eine festgefügte Sippen- und Stammesverfassung. Und wie, Moritz, stehts mit den alten Germanen, ehe sie von fränkischen Kaisern zum Staatsvolk zusammengewungen wurden? Sie lebten in festen Sippen- oder Stammesgemeinschaften nach geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen, und wir verbitten uns, daß unsere Vorfahren noch im Grabe als wilde, entmenschte Untermenschen ohne Zucht und Moral verdächtigt, beschimpft, verleumdet werden. Es gibt sogar Leute, die von einem straffen »germanischen Kriegersozialismus« sprechen, und jeder Primaner weiß, daß schon die Menschen der Urzeit in der Horde eine feste Organisation besaßen, mit Zwangsgesetzen, die beinahe so despotisch gehandhabt wurden wie die im Dritten Reiche. Wie ja dieses Dritte Reich einen klassischen Rückfall in den Hordenbarbarismus darstellt und seinen braunen Formationen auch gern den Hordengeist predigt.

Erst mit der Entwicklung der Wirtschaft, des Privateigentums, der Familie, mit dieser Sprengung der Sippenverfassung sind die Voraussetzungen für jenen Staat gegeben, dessen Bürger durch die Teilarbeit gebunden werden, aber dafür primitiven hitlerschen Horden- oder Sippenzwang abstreifen können. Soviel, Moritz, über die Entwicklung von Hitlers zügelloser Freizügigkeit zum Staat. Du siehst wohl selber ein, daß du mit dem »anarchistischen Urzustand« nicht weiter kommst. Du würdest damit sitzen bleiben oder dir in punkto Geschichte eine Fünf zuziehen. Solche Weisheiten kann sich nur ein Osaf gestatten, und Leute der Wissenschaft, auswärtige Diplomaten, die gesamte Presse und ein ganzer, pompös aufgemachter, aufgeblasener Parteitag hören sich solches sogar stundenlang mit an und lassen sich mit dem Gedröhn über den »anarchistischen Urzustand« das Gruseln lehren. Denn du glaubst nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird. B Br.

Nachmals vier Jahre so weiter?



Von Cola zu Adolf.

Auf dem deutschen Büchermarkt drängen sich die Biographien mit weitreichenden historischen Perspektiven. Der ganze Vorrat der Weltgeschichte an mehr oder minder großen Männern wird aufgebraucht, um faszinierende Maßstäbe für die Gestalten des Dritten Reiches zu finden. Aber dieses Schrifttum ist nicht ganz ohne Heimtücke. Zu allen Zeiten einer scharfen literarischen Zensur haben despektierliche kritische Geister es verstanden, hinter der historischen Maske politische Aktualitäten deutlich zu machen: Voltaire, Lessing und Schiller und aus neuerer Zeit nicht zu vergessen Quiddes »Calligula« mit den peinlichen Parallelen zu Wilhelm II.

Vor kurzem sind zwei Biographien über Robespierre erschienen, eine von ihnen aus der Feder des getreuen braunen Fridolins Sieburg. Selbst er war im Interesse des publizistischen und wirtschaftlichen Erfolges seines Buches des trockenen Tones ein wenig satt und umrankte seinen französischen Revolutionshelden mit etwas problematischen Lorbeerreisern, die haargenau auf Adolf Hitlers Stirne paßten. Soeben gibt Herbert Vielstedt im kürzlich arisch-gleichgeschalteten Verlag S. Fischer-Berlin ein Buch über den römischen Diktator Cola di Rienzi heraus, denselben, über den Richard Wagner seine Oper »la Meyerbeer« geschrieben hat — ein Buch, das hinter der Toga der Renaissance des 14. Jahrhunderts allbekannte Gesichts- und Charakterzüge von heute verbirgt.

Vielstedt zeigt Rienzi als einen Mann, der zwischen aufgeplustertem Selbstbewußtsein und nervöser Fahrigkeit, zwischen dämonischer propagandistischer Regie mit rauschender Zurschaustellung äußerlicher Machtfülle, zwischen unterwürfigen Liebedienereien und Ermordungen seiner nächsten Freunde das Musterbild eines Hysterikers auf kurzlebigen Throne darstellt. Cola di Rienzi wußte Festspiele zu arrangieren, er verstand für seine Zeit unendlich viel von Fahnen- und Uniformensymbolik; er organisierte einen »Marsch aufs Capitol« nach genau einstudierten Plänen und Attitüden, etwa so, wie heute Adolf Hitler in der »Hauptstadt der Bewegung« mit seinen Allergetreuesten pompös zur Feldherrnhalle pilgert. Rienzi, der Gastwirtssohn, im privaten Arbeitsleben vor seiner jähren Erhöhung mit Fleiß und Ausdauer keineswegs gesegnet, tändelte als jäh Arrivierter mit verschwommenen sozialen Reformen. Praktisch aber bot er dem verarmten Volke seine eigene Festhochzeit mit der Stadt Rom nebst sechsfacher Krönung. Dann stellte er sich der überraschten Welt durch Einberufung einer großen Friedenskonferenz als Menschheitsbeglückter vor und ließ sich ohne Scham mit Christus vergleichen. Die Aktualität wird noch peinlicher, wenn man bei Vielstedt liest, daß hinter Cola di Rienzis prunkenden

Es ist kein Geheimnis, daß das Regieren und Verwalten heute in Deutschland unheimlich viel teurer ist, als zu der Zeit, da die Nationalsozialisten als Oppositionspartei über die angebliche Mißwirtschaft des Weimarer Systems schimpften. Früher arbeiteten der Reichskanzler und die Minister in ihren Amtsräumen in Berlin. Die Arbeit und ihre Führungnahme mit den gewählten Volksvertretern hielt sie fast das ganze Jahr in der Reichshauptstadt fest. Nur ein paar Wochen Ferien verbrachten sie irgendwo im Reiche in stiller Zurückgezogenheit.

Heute ist das ganz anders. Der Reichskanzler ist nur selten in Berlin. Die armseligen Puppen von Volksvertretern sieht er überhaupt nicht. Und die Arbeit? Nun ja die Arbeit — sie hält ihn nicht ab, sich Monate lang auf seinem Sommer- und Winteritz in Berchtesgaden auszuruhen. Mit einem Aufwand von einigen Millionen Reichsmark sind in dieser Hitler-Residenz Neu-, Um- und Aufbauten ausgeführt worden, damit des Kanzlers großer Stab ein Unterkommen hat und die Arbeit, die der Kanzler sich außer den von Zeit zu

Reden die fliegende Angst eines Getriebenen steckte. Hungersnot in Rom hatte ihn zum Abgott Verzweifelter gemacht. Verzweifelte und Enttäuschte töteten den »Tribunen der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit« bereits nach sieben Jahren einer grenzenlosen Machtfülle und verbrannten seine Leiche...

Es ist ein glänzend geschriebenes Buch, ein Roman der geschichtlichen Wirklichkeit, in dem der dokumentierte Beweis noch plattischer wirkt als die klare und flüssige Sprache des Autors. Publizistisches Vorsicht und menschlich verständliche Realpolitik geboten ihm, die Verlängerung der Parallele bis zum Herzpunkt des Dritten Reiches den Lesern zu überlassen. Vielleicht werden sie zahlreich sein, glücklich darüber, sich mitten im Bereich der braunen Zensur hintergründige Freuden verschaffen zu dürfen.

Howald.

Marxistenfrei

Was Adolf Hitler bisher zu säubern vergessen hatte.

»Liebe Skatbrüder! Genau so, wie unser großer Führer Adolf Hitler vom früheren Parteistaat nichts übernommen hat, sondern alten Schmutz, Unrat und alles Unehrensache hinweggefegt hat, genau so muß jeder ehrliche und faire Skatspieler sein Teil mit dazu beitragen, daß das Skatspiel von allem Drum und Dran, was sich nach dem Kriege angehängt hat, wie z. B. das Kontra, welches sich so sehr einbürgerte, wieder gereinigt wird. So wie wir politisch nun endlich reinen Tisch

Zeit fälligen aufgeregten Reden vorbehält, erledigt werden kann.

Und so arbeitswütig wie der Führer sind auch seine beamteten Werkzeuge. Sie machen es sich wirklich leicht. Dafür lassen sie sich auch noch vom Volke bewundern, weil sie angeblich so viel beschäftigt sind und gar nicht zur Ruhe kommen! Da ist z. B. der Dr. Ley! In »Der Aufbau«, alleiniges amtliches Organ des Hauptamtes für Handwerk und Handels der NSDAP und der DAF, lesen wir im Augustheft:

»In diesem geballten Tempo neuzeitlicher Arbeit ist auch Dr. Ley zu Hause. Die Dauergäste im Flughafenrestaurant kennen das Bild schon, um die schmale Durchfahrt biegt lautlos sein Wagen, der dicht an die mit laufenden Motoren wartende große dreimotorige Junkers heranfährt. Ein kurzer Gruß zur salutierenden SS-Wache, und Sekunden später schon donnern die achtzehnhundert Pferdestärken irgendnem fernem Ziel auf den nahen Luftwegen zu. Es gibt wohl keinen deutschen Flughafen mehr, den der Kapitän Gundelflieger für Ley nicht schon angesteuert hat... Flugzeug und Kraftwagen sind die zweite Heimat des Reichsleiters geworden... In Leipzig waren unsere Stoßtrupp-

Redner zusammengezogen. In aller Frühe sprach Dr. Ley zu ihnen... Bei strömendem Regen glitschte der Mercedes über die süßlichen Straßen... Die erste — und einzige! — Rast des Tages wird in einem kleinen Ausschank gemacht, in dem eine Kolonne Straßenarbeiter Mittag faßt. Der Reichsleiter der DAF faßt mit Brühsuppe mit Reis...

Die Reisen sind keine Vergnügungsreisen. Die Fahrer, Piloten, Begleiter können ein Lied davon singen... Sie kennen den Arbeitsanfall, der sich hinter so leicht zu lesenden Zeitungsmeldungen verbirgt: »...sprach morgens um 7 Uhr bei einem Betriebsappell bei Saarbrücken, wehte am Vormittag ein Kameradschaftshaus in Köln ein, nahm am Nachmittag an einer Amtsleitertagung in Berlin teil und hielt abends eine zweistündige Rede auf einer Massenkundgebung in Chemnitz.«

Ja, diese neuen Bonzen im Speck, im Mercedes und im dreimotorigen Junkers — sie haben es nicht leicht. »Fass« bei all diesen Anstrengungen mit den Proleten mittags Brühsuppe mit Reis. Was sie nachher »spelsen«, wenn sie unter sich sind — darüber schweigt der Reporter.

Aber: ihre Reisen sind keine Vergnügungsreisen. Sehen Sie sich nur den Dr. Ley und die anderen an!

gemacht haben und ein einig Volk geworden sind, so müssen wir nun auch am Skattisch immer einig sein... Skat Hell!

Das ist aus der Altenburger Skatzeitung »Der Alte«. Und die Zeitung der SS, das »Schwarze Korps«, ärgert sich sehr über diesen Erguß bester nationalsozialistischer Gesinnung...

Warum denn, lieber Herr Obersturmbannführer? Warum mit einem Male so miesepetrig? Das sind doch Eure Reichsbürger! Das sind doch Eure alten Kämpfer mit dem goldensten Parteilabzeichen und mit dem goldigsten treudeutschen Herzen. Vielleicht haben sie den »Führer« viel, viel besser verstanden als ihr, die ihr immer noch glaubt, daß auch außerhalb des Grand mit Viren das große Wunder in Deutschland durch Hitler erst noch kommt...

Der ganze totale Krieg!

Kein Greis darf zu Hause bleiben...

»Es wird amtlich darauf hingewiesen, daß Anfragen der Wehr-Ersatz-Dienststellen unbedingt und baldigst zu erledigen sind, auch von Aerzten, die das wehrpflichtige Alter überschritten oder aus anderen Gründen für den Heeresdienst nicht in Frage kommen.«

Diese nazibehördliche Kundmachung befindet sich seit einiger Zeit unauffällig, aber periodisch in allen reichsdeutschen ärztlichen Fachorganen! Sie läßt mit ihrem einen Satz in das Kriegsgetriebe des Dritten Reiches tiefere Einblicke zu, als alle diplomatischen Akte, Weißbücher und Agenteninformationen

zusammengenommen. Hier bereitet sich wirklich der ganz totale Krieg vor, bei dem auch die Achtzigjährigen, wenn sie — wie die Aerzte — auch nur ein Geringes zur Exekution des phantastischen europäischen Dramas beitragen können, an die Front müssen. Hitlers (oder seiner Hintermänner) totaler Kriegswille setzt sich auch über den eigenen Rasse-Zinover von Nürnberg, über das Demagogie-Repertoire seiner Streicher und Konsorten brüsk hinweg; denn die Aerzte, die »aus anderen Gründen« für den Heeresdienst mit dem Porteepe eines Militärmediziners »nicht in Frage kommen«, dürften, da es kaum körperliche Krüppel auch im physisch anstrengenden Beruf gibt, fast immer Juden sein. Man kann sie zwar nicht im Kasino zwischen Sekt und Zigarren verschleifen, wenn die Stunde ruft; aber im Feldlazarett zwischen Ampullen und Morphiumspritzen meist sogar viel besser, als die mit den Heidenorden auf auswattierter Brust.

Außerlich ist die deutsche Organisation für den kommenden Krieg kompletter, als je in der wilhelminischen Zeit! Fragt sich nur, ob der Apparat ersetzt, was man an großer Idee und Moral — vom neu phraseologischen auffrischierten Kleptomaniem abgesehen — nun einfach nicht hat und auch nicht bekommen kann. Einmal schon, so erinnern sich noch Millionen von Deutschen, ist das Experiment der »Erzbeeren« heftig an der Marne und an der Yser daneben gegangen...

Lied der Leibgarde

Wir sind wie Engel des Gerichts
bewaffnet bis zum Kinn.
In unseren Augen lest ihr nichts,
wir stehen starren Angesichts,
als wären wir aus Zinn.

Wir sind ihm immer zugesellt,
die Schatten seiner Macht.
Er zittert, wenn ein Teller fällt,
er zittert, wenn ein Hofhund bellt —
Wir halten schweigend Wacht.

Es ist für uns kein gutes Spiel,
wir wissen, was uns droht,
wir kennen manchen Schusses Ziel,
wir alle wissen viel zu viel,
und das ist unser Tod.

Fehlt, Bruder, dir dein Nebenmann,
so frag nicht, was geschah,
sonst bist du morgen selbst daran,
denn wer von uns nicht schweigen kann,
ist stets dem Ende nah.

Wir sind schon lang von der Partie,
gewannen manche Schlacht,
doch Herren werden wir wohl nie,
im Gelde wälzen sich nur die,
die wir zur Macht gebracht.

Wir stehen stramm und unbewegt,
nur manchmal zuckt die Hand.
Sie weiß, wie man ein Wild erlegt
— wie man einen Mann erschlägt,
der uns im Wege stand.

Wir lernten töten ohne Pein,
kein Mord, vor dem uns graut.
Wir schlagen, wann's uns einfällt, drein.
Wir möchten nicht der Schützling sein,
der unsern Schutz vertraut.

Wir stehen starren Angesichts,
als wären wir aus Zinn.
In unsern Augen lest ihr nichts,
wir sind wie Engel des Gerichts
bewaffnet bis zum Kinn.

Hugin.

Eine Gardine wackelt

Deutschland war früher das Land meiner Sehnsucht. Wie gern wollte ich in Berlin, der Riesenstadt, mit dem damals freien Zug des Lebens und den Riesenmöglichkeiten! Heute fahre ich immer mit Beklemmungen hinüber und komme stets trauriger zurück.

Kürzlich habe ich meine Freundin besucht und fand Verschärfungen, die nur der spürt, der solche Besuche in gewissen Abständen wiederholt. Vor allem fiel mir in meinem Bekanntenkreise die wachsende Schimpfwut auf, die sich ab und zu gefährlich Luft macht. Es gibt Leute, die Abstinente geworden sind, weil ihnen der Alkohol zu gefährlich wird, sobald er ihnen die Zunge löst. Menschen, die nach dem fünften Glase anfangen: »Mich können alle... Mich kann Göring, mich kann Göbbels, mich kann...« Und es folgen alle braunen Bonzen von unten nach oben. Die deutschen Gerichte dürfen in solchen Fällen Betrunkene schon nicht mehr als mildernenden Umstand gelten lassen.

Im engeren Bekanntenkreise bedarf es keines Alkohols. Es haben sich geradezu Klubs

gebildet, die der Parole huldigen: »Meckere dich gesund!« So schien mir an einem Abend in der Wohnung eines Bekannten. Zehn um einen Tisch: ein Lehrer, zwei Intellektuelle, ein Maler, Kaufleute. Nach dem Tee wurde das Gespräch lebhafter. Der Lehrer berichtete von der Not, die er mit Hitlerpimpfen hat. »Warum hast du den Aufsatz nicht geschrieben?« — »Dienst! Feldübung!« Und der Junge mustert den Lehrer spöttlich von unten her. Der Maler erzählt von der Stümperei auf der Akademie. Talentlose Gesinnungsathleten, die früher nie ein Stipendium erlangt hätten, fordern von ihren Lehrern mehr heldischen Geist, mehr heroische Motive. Einer der Kaufleute hat bestellte, dringend verlangte Auslandsware wieder zurückgehen lassen müssen, weil die Devisen verweigert wurden. Ein anderer kam mit seiner Bestellung durch, der hat entsprechende »Verbindungen«.

Und dann brach das Gewitter los. Ein allgemeines Durcheinander — Schimpfen. »Bestechliches Gesindel! — Saustall! Eine Narrenanstalt! — Wenn Göbbels schlecht gefrühstückt hat, zittert die ganze Presse! Ein Orkan von Flüchen und Schimpfereien brauste über den Tisch hinweg.

Da verstummten einige, die mit dem Gesicht zum Fenster gewandt saßen und sahen starr zur Gardine. Aller Augen folgten der Blickrichtung, als zöge plötzlich eine unsichtbare Gewalt alle Köpfe herum — und jetzt sahen wir es noch einmal: die Gardine hatte sich bewegt... Ein Rollen von unten nach oben. Dann hing sie wieder still und geheimnisvoll gefaltet.

Alle waren bleich und starr. Ich sehe den Lehrer noch vor mir: sein gefurchtes Ge-

sicht schien versteinert. Lauschte da jemand hinter der Gardine? Wie eine Rakete schoß in mir das Gefühl hoch: Wenn jetzt da hinter dem blassen Zeug jemand steckt, kann im nächsten Moment ein Mord passieren... Ich weiß nicht, wie lange es dauerte — mir erschien die Lähmung eine Minute lang — ehe meine Freundin aufstand und zum Fenster ging.

Oben war ein Flügel offen, ein Luftstoß hatte das bunte Tuch bewegt. Wir atmeten auf, aber keineswegs befreit. Mühselig flakerte die Unterhaltung weiter. Ein Schatten war ins Zimmer gefallen, der blutige Schatten des Dritten Reiches.

Das mit dem Baumeister spielte nach einer Abendunterhaltung in einem Restaurant. Sechs Bekannte am Tisch. Die Unterhaltung schleifte sich vom Wetter zum Sport, vom Sport zur Mode, aber da selbst Wettergespräche mitunter als getarnte Anspielungen gelten, streifte die Unterhaltung oft an den Grenzen entlang. Keiner kam recht in Fahrt. Der Baumeister machte eine vorsichtige witzige Anspielung, als Abendblätter ausgedient wurden, aber alle sahen gewissermaßen an der Pointe vorbei, meine Freundin warf schnell etwas anderes dazwischen, einer traute dem anderen nicht ganz — kurz, die typische Situation, wenn jeder nicht jeden anderen genau kennt.

Der Baumeister fuhr uns in seinem Auto nach Hause; meine Freundin und ich saßen hinten. Da brach es wiederum los, ein Schimpforkan ohnegleichen. »Lumpen! Schwinder! Irrsinnige! — Hier kann ich mich ja mal aussprechen, meine Damen! Daheim

Verwirrung nach Fulda

Innerkatholische Polemiken — Der gestüpte Bischof und Staatsrat Berning

Die erste Wirkung des großen »Versöhnungsschrittes« der katholischen Bischöfe des Reiches, der auf der Konferenz von Fulda beschlossen und mit den »Ereignissen in Spanien« tendenziös genug begründet wurde, ist, wie festgestellt werden kann, die, daß zunächst einmal eine nicht unbeträchtliche Verwirrung in das katholische Lager selbst getragen wurde! Ähnlich, wie in Oesterreich, wo der »Ausgleich« Schuschnigg mit Hitler einigermaßen den christlich-sozialen Sektor des dortigen öffentlichen Lebens mit zum Teil gehässigen Polemiken unter Brüdern und Gleichgesinnten vollstopfte — dergestalt, daß nunmehr die reaktionäre Wiener »Reichspost« gegen den sozial-verständigeren »Christlichen Ständestaat« (und umgekehrt) sich wendete, der Wiener Kardinal hinter den Kulissen Pressegegner seines Salzburger Fürstbischof-Kollegen wurde, Kunschak gegen Baar-Bahrenfels vom Leder zog — wird zur Zeit auch die innere Geschlossenheit des reichsdeutschen Katholizismus einer kaum erträglichen Belastungsprobe unterworfen, wobei eben das Verhältnis zum Nationalsozialismus und seinem Regierungssystem, das Kriterium für die Scheidung der Geister bildet. Es ist selbstverständlich, daß die reichsdeutschen Verhältnisse einen Austrag dieser Dinge nicht in demselben Maße und in derselben Weise gestatten, wie die im österreichischen Nachbarland, wo es trotz der Polster und Puffer des »autoritären Ständestaates« zu einem Teil immer noch möglich ist. Deutsche Katholiken, die gegen die politische Haltung ihrer Bischöfe im Inland selbst obstruieren wollten, sind leider nur imaginäre Größen. Nur die katholische Emigrationspublizistik darf frei ihre Meinung äußern; und diese ist ganz und gar auf sich selbst und ihre schwache Kraft angewiesen und findet für ihre »inneren« Sorgen begreiflicher Weise auch noch nicht einmal da Unterkunft, wo man für Gemeinsam-Katholisches sonst zur Hilfeleistung in Christo bereit ist. Immerhin hatte der Pariser »Kulturkampf« — die von der reichsdeutschen katholischen Emigration geschaffene publizistische Abwehr- und Angriffswaffe, die als Zeitungskorrespondenz sich einiges Ansehen in letzter Zeit in der ganzen politischen Welt zu erobern wußte — schon gleich nach Fulda festgestellt, daß »über die Opportunität einer Haltung«, die dem Nationalsozialismus nach allen Jahren der Enttäuschung doch wieder die Friedenshand hinstrecke, »begreiflicher Weise auch im katholischen Lager verschiedene Meinungen beständen. Das ist eine sehr zurückhaltende, aber doch immerhin aufschlußreiche Feststellung! Die katholischen Emigranten, die sicherlich wissen, daß ihr Anhang unter der katholischen Bevölkerung im Reich mindestens nicht kleiner ist, wie der

der Bischöfe und der opportunistischen Hierarchy, versuchen im übrigen den Nachweis, daß der Schritt der Bischöfe vorzüglich taktisch (im Hinblick auf die aller sorgfältigste und endgültige Feststellung der »Schuldfrage« im Kulturkampf) gemeint sei und halten nichts Entscheidendes von einem Zustand, den sie nur als einen von beiden Seiten auf Frist und Abbruch gestellten »Waffenstillstand« bezeichnen. Wie weit diese Ansicht berechtigt ist, wie weit sie insbesondere gewisse Unumstößlichkeiten der vatikanischen Weltpolitik geflissentlich übersieht oder nicht, soll hier nicht noch einmal untersucht werden. Unsere Meinung ist das nicht!

Bei aller begreiflichen Zurückhaltung und Verschlossenheit aber, die in ihren innerhäuslichen Angelegenheiten schon aus Tradition und klassischer Übung die katholische Welt hält, läßt doch das eine oder das andere streiflichtmäßig erkennen, welche geradezu leidenschaftlichen Antagonismen innerhalb des Katholischen unter der Decke gerade durch die jüngste Wendung wieder ins Wachsein gerissen wurden. Wenn der schon in diesem Zusammenhang zitierte Pariser »Kulturkampf« (wie weiter unten abgedruckt) auf ganz unzweideutige Weise gegen einen deutschen Bischof, den distinguertesten der sogenannten »Brückenbauer«, polemisiert, dann ist das ein Vorgang, der beinahe in der kirchlich-katholischen Tradition unerhört ist, der zugleich aber auch den Grad der inneren Spannung kennzeichnet, die der Schritt der Bischöfe bei den Gläubigen, auch bei den berufenen Gläubigen, ausgelöst hat. In diesem Sinne bringt also die letzte Nummer jenes »Kulturkampf« (Nr. 31 vom 9. Sept. d.) folgende Apostrophierung des Osnabrücker Bischofs Berning, durch seine Staatsreise im Konzentrationslager Papenburg bereits unruhlichst auch dem nicht-deutsch-katholischen Kreis jüngst bekannt geworden:

»Nach Zeitungsberichten soll Bischof Berning von Osnabrück auf einer Tagung in Frankfurt a. M. erklärt haben, der Nationalsozialismus habe das große Verdienst, Deutschland vom Kommunismus gerettet zu haben. Wir können unmöglich annehmen, daß der beschäftigte Redner sich in dieser präzisen Form geäußert hat. Deutschland ist einmal vom Bolschewismus gerettet worden. Das war unmittelbar nach dem Kriege. Es wird niemand bestreiten können, daß es im wesentlichen die Zentrumspartei und die sozialdemokratischen Arbeiter gewesen sind, die damals verhindert haben, daß Deutschland eine Räterepublik wurde. Der deutsche Episkopat, und Bischof Berning mit ihm, hat das mehr als einmal anerkannt, daß die Zentrumspartei der feste Schutzwall der kirchlichen Freiheiten geworden ist, die erst angetastet werden konnten, als unter tätiger Anteilnahme der

am Sturz Brüning beteiligten Katholiken die Kirche dieses Schutzes beraubt und den Uebergriffen der nationalsozialistischen Diktatur ausgesetzt wurde. Seit 1918-1919 hat es nie wieder eine bolschewistische Gefahr in Deutschland gegeben. Die kommunistische Partei hatte selbst am Höhepunkt der Krise und der Deflationspolitik, als sie sechs Millionen Stimmen — nicht überzeugter Kommunisten, sondern in die Verzweiflung getriebener Arbeitslosen — erzielte, die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes und eine vollkommen intakte Staatsgewalt, die über Seeckts Eliteheer und die beste Polizei der Welt verfügte, gegen sich. An dieser historischen Wahrheit würde selbst ein unrichtiges politisches Urteil eines Bischofs nichts ändern können. Wenn Deutschland jemals bolschewistisch werden sollte, so nur, weil es lange genug nationalsozialistisch gewesen ist, um die Kräfte zu zerstören, die vor Hitler die Bolschewisierung verhindert haben.«

In einer Zeit, in der der »Antibolschewismus« die große Mode gerade auch solcher Gestalten dunkelster Art ist, die, in Hitlers un-

mittelbarer Umgebung und förmlich seine Leibwache ausfüllend, sicherlich zum weitaus größten Teil einmal mit dem wirklichen Bolschewismus in Deutschland kritischen Tagen kokettiert und geflirtet haben und gerade darum nie etwas für die sozialdemokratischen »Bonzen« übrig hatten, weil diese den Sozialismus nicht aus der bloßen Handgreiflichkeit heraus begreifen und verwirklichen wollten, ist die Feststellung von katholischer Seite freilich noch mehr, als nur die Salve des einen katholischen Flügels gegen den anderen: Sie ist die gebührende, kalte und klare Zurückweisung der antibolschewistischen Zwecklüge der Hitler- und Mussolini-Epoche überhaupt. Und was sie für Deutschland, historisch unanfecht- und unantastbar, besagt, besagt sie — mutatis mutandis — in genau derselben apodiktischen Form etwa für Spanien oder irgend ein anderes europäisches Land, in dem sich das gewaltige Gros der Werktätigen zwar zum Sozialismus, aber nicht zum Bolschewismus national-russischer Provenienz bekennt. Es ist diese Feststellung der einfachen Wahrheit um so wertvoller, als sie aus einer Feder stammt, der es nicht um die Zukunft des Sozialismus, sondern um die des Christentums zu tun ist! E.

»Das Himmelreich«

Adolf Hitler behauptet — eine deutsche Frau antwortet.

I.

»Und wenn das Ausland sagt: »Ja, die Männer! Aber die Frauen, die können bei Euch nicht optimistisch sein, die sind gedrückt und geknebelt und versklavt. Ihr wollt ihnen ja keine Freiheit, keine Gleichberechtigung geben.« — so antworten wir: Was die einen als Joch ansehen, empfinden eben andere als Segen, was dem einen als Himmelreich vorkommt, das ist für den anderen die Hölle und umgekehrt ...

Wenn heute eine weibliche Juristin noch soviel leistet und nebenan eine Mutter wohnt mit fünf, sechs, sieben Kindern, die alle gesund und gut erzogen sind, dann möchte ich sagen: Vom Standpunkt des ewigen Wertes unseres Volkes hat die Frau, die Kinder bekommen und erzogen hat und die unserem Volke damit das Leben in die Zukunft wieder geschenkt hat, mehr geleistet, mehr getan!«

Hitler in seiner Nürnberger Rede an die Frauen.

II.

»Was tun die, denen ihr Leben einen anderen Weg vorschreibt? Es ist so billig, einem Menschen zu sagen, hier hast du nichts zu suchen und dort nicht; denn damit ist nicht einmal die wirtschaftliche Frage aus der Welt geschafft, wenn auch wirklich alle nichtheiraten-

den Abiturientinnen Säuglingschwester, Kindergärtnerin, Köchin, Näherin usw. würden in einer Zeit, in der Mütter und Hausfrauen sich so weit wie möglich ohne diese beruflich ausgebildeten Kräfte behelfen müssen. Es wäre aufschlußreich zu erfahren, wieviele Männer tatsächlich hinreichend unterrichtet sind über die Höhe und Bedeutung der Leistungen unserer Frauen in den akademischen Berufen ...

Vielleicht werden sich einmal viele der Herren, die auf der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten für Mädchen unterrichten, nach andern Berufen umsehen müssen, wenn diese Schulen immer leerer werden. Denn welche Eltern haben den Idealismus, neun Jahre Zeit und Geld zu opfern für ihre Töchter, wenn sie damit doch nicht erreichen, daß diese einen selbständigen, verantwortungsvollen Dienst am Volke ausüben dürfen?

Die Rassenforschung hat uns ein Bild der echten nordischen Frau gegeben. Diese sieht anders aus als das Weibchen, das bei allem Tun denkt: wie mache ich Eindruck auf den Mann? Und der echte nordische Mann hätte solches Mädchen mit sicherem Instinkt als verlogen, als nicht zu ihm gehörig abgelehnt ... Wenn aber immer wieder der Hellige eine Gans heiratet, um mit Nietzsche zu reden, dann ... werden im Laufe der Jahrhunderte allmählich Führervölker zu Herdenvölkern.

(»Die deutsche Kämpferin«, Berlin, September 1936.)

hält man Monologe. Hier im Auto müssen Sie drauf horehen! Zum Ersticken, sag ich Ihnen! Gestern habe ich wieder hundert Mark Schmiergelder zahlen müssen! Fragen Sie nicht warum. Wo haben die Kerle ihre Häuser her?! Früher ging der Dreck bis zu den Knöcheln, heute steht er bis zum Halse! Und die Bürokratie! Das macht uns kein Land nach! Und wieder folgte eine Schimpfkanonade gegen die obersten Führer, daß meine Freundin verängstigt die Scheibe hochzog. — »Wissen Sie, meine Damen, wenn der Motor rattert, muß man sowas brüllen! Und das wollte ich schon lange mal!«

Befreit wischte er mit dem Taschentuch über die Stirn. Der Ausbruch hatte ihn schwitzen gemacht und ihm sichtlich wohlgetan.

Dann passierte das mit dem Verfolger. Wir gingen über den Potsdamer Platz und meine Freundin vergaß sich. Ein Mann mit der Sammelbüchse war schuld oder irgend-eine Schnorrerei — genau weiß ich das nicht mehr. Meine Freundin schalt über die ewige Schnorrerei; da saßen ja die Berufsbettler von früher erträglicher gewesen, die konnte man abweisen, wenn man wollte, aber diese staatlich organisierte Bettelei sei gemeingefährlich ...

Pfötzlich drehten wir uns beide um, als spürten wir einen Blick. Hinter uns ging ein Mann, kein Zweifel. Viele Männer liefen straßauf, straßab — aber dieser eine erschien anders. Immer vier Meter hinter uns, immer mit dem Blick auf uns ... Ich rührte, wie meine Freundin nervös wurde. Wir bogten in eine Seitenstraße, noch eine, noch eine —

der Mann blieb hinter uns: an die dreißig, schnurrbartig, ordentlich angezogen.

Eine Straßenstockung entstand, wir kamen etwas ins Gefühl, sahen den Verfolger nicht mehr, ließen uns über den Fahrradman treiben und fielen ins nächste Café ein. »Gott sei Dank«, hauchte meine Freundin, »es war sicher ein Spitzel.«

Drei Minuten später — der Kellner hatte uns gerade den Tee gebracht — saß der Verfolger am Nachbartisch, äugte unauffällig und nicht unfreundlich über die Zeitung zu uns herüber. Meine Freundin wurde blaß. »Du bist Ausländerin, du kannst gut lächeln,« sagte sie.

Aber ich lächelte ja auch nur aus Nervosität, denn mir war sehr unbehaglich zumute. Wir zahlten, gingen und nahmen draußen ein vorüberfahrendes Auto ...

Hinterher erst überlegten wir uns: Der Verfolger war vielleicht nur ein kleiner Don Juan, der unsere Bekanntschaft machen wollte. Wir schlenderten ziellos, als suchten wir Abenteuer, er hörte ein leises Meckern, das ihm wohl tat und ein wenig zu unserm Vertrauen machte, er wollte sich unserm Bummel förtend anschließen ... Denn sonst hätte er ja einfach unsere Namen festgestellt können — wir gingen mit ihm an zwei Polizisten vorbei. So verrückt können sich im Reich des Flüsterns harmloser Flirt und Spitzelfurcht miteinander kreuzen.

Noch heute, wenn sich bei mir daheim eine Gardine bewegt, kann mich jene Bläse ankommen, die sich damals auf unsere Tischrunde legte, und ich frage mich, wie krank ein Volk sein muß, dessen Menschen vor einer wackelnden Gardine erzittern. B. R.

Befehl!

Der Präsident der Dichterkademie.
Betr. Gotendrama Totila
S. D. 2365.

Nachdem der Verfasser des Gotendramas Totila, der ehem. Gauleiter Kube, unter deutschabträglichen Begleiterscheinungen von der Bühne abgetreten ist, erscheint eine Neuausrichtung des literarischen Urteils, angehend das Drama Totila, am Platze.

Ich ordne daher an: Mit dem Heutigen hört das Gotendrama »Totila« auf, zu den Meisterwerken deutschen Dichtkunst zu zählen. Es ist vielmehr als Beispiel verderblichen asiatischen Kunsteinflusses allenthalben zu brandmarken. Der Jude hat sich hier eines volksverwurzelten Stoffes in scheeler Gewinnsucht bemächtigt, um über sein Werkzeug, den jüdisch-korruptierten Verfasser Kube, dem deutschen Volke die Heldengestalten seiner Geschichte in schmachvoller Verzerrung zu verleiern. Der nordischbedingte Mensch lehnt daher dies Machwerk asiatischer Gemeinheit instinktsicher ab.

Deutsche Schaubühnen, die in den ersten Jahren der nationalen Erhebung den Totila aufführten und gemäß meiner derzeitlichen Anweisung das Drama als eine höchste Offenbarung nordischen Kunstgefühls in ihren Programmheften bezeichneten, haben diese Hefte, soweit vorhanden, einzuziehen und zu vernichten. Aus allen Literaturgeschichten sind Autor und Werk auszumerken, namentlich aus solchen, die es anweisungsgemäß unter den unsterblichen Meisterwerken deutschen Geistes aufzählten.

Jede weitere Aufführung des Schand-

stückes hat zu unterbleiben. Bereits zwangskommandierte Zuhörer sind rechtzeitig darüber aufzuklären, daß ihre Erscheinungspflicht zwar fortbesteht, daß aber das Entgegengenommene nicht der Totila, sondern etwas Höherwertiges (Operette, Posse usw.) sein wird. Die Aufklärung hat so deutlich zu erfolgen, daß jeder Irrtum der zur Aufführung Zwangskommandierten über den Gegenstand der Darbietung vor, nach und während der Vorstellung ausgeschlossen ist.

Heil Hitler!

Präsident der Dichterkademie
gez. Hanns Johst.

„Wir blamieren uns“

»Zugegeben: Max Reinhardt hat experimentiert, hat sich vorbeibemommen, ist Jude, heißt eigentlich Goldmann. Und so weiter. Aber er hat auch Aufführungen herausgebracht, die — das erkennt jeder unbefangene Fachmann an — mustergütig waren und vielen als Vorbild gedient haben. Das sollten wir ruhig zugeben. Wir vergeben uns dadurch gar nichts, aber wir blamieren uns, wenn wir die unbestreitbaren Regietaten Max Reinhardts nicht anerkennen, im Auslande.« (Fridericus)

Leyismus

»Der Sozialismus ist keine Angelegenheit kollektiver Verträge, sondern muß sich in einer Unzahl von Einzelverträgen täglich von neuem beweisen.«

(Ley auf Burg Krössinsee vor den Abteilungsleitern der Deutschen Arbeitsfront.)

